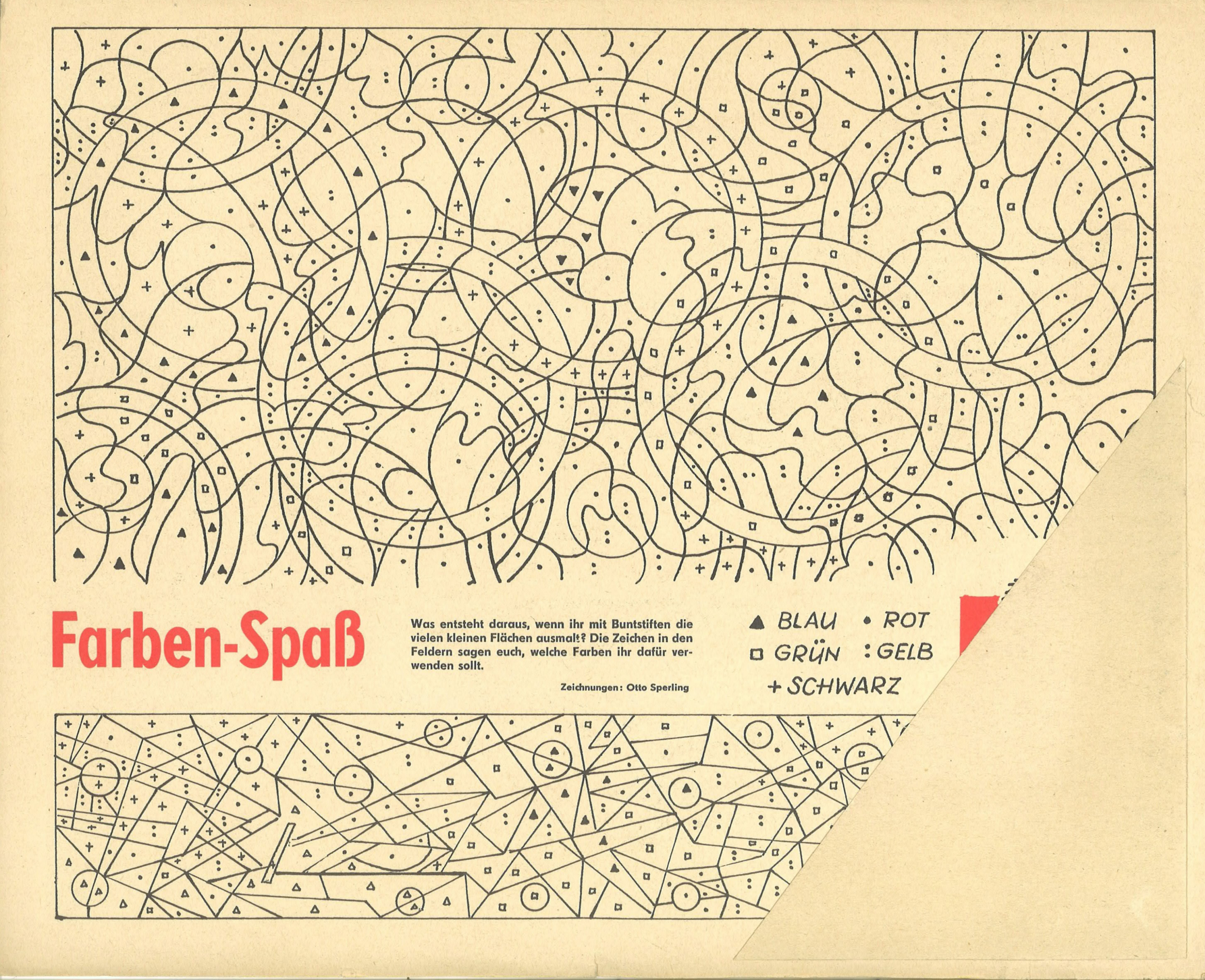

FRÖSI
5/80
PIONIERMAGAZIN
FÜR MÄDCHEN
UND JUNGEN
DER DDR
PREIS 0,70 M
Index: 31 743
Klemke 80



Farben-Spaß

Was entsteht daraus, wenn ihr mit Buntstiften die vielen kleinen Flächen ausmalt? Die Zeichen in den Feldern sagen euch, welche Farben ihr dafür verwenden sollt.

Zeichnungen: Otto Sperling

Zeichnungen: Richard Hambach

FRÖSI 5/80
PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN

FRÖSI-Schwindelkabinett

Hereinspaziert, hereinmarschiert!

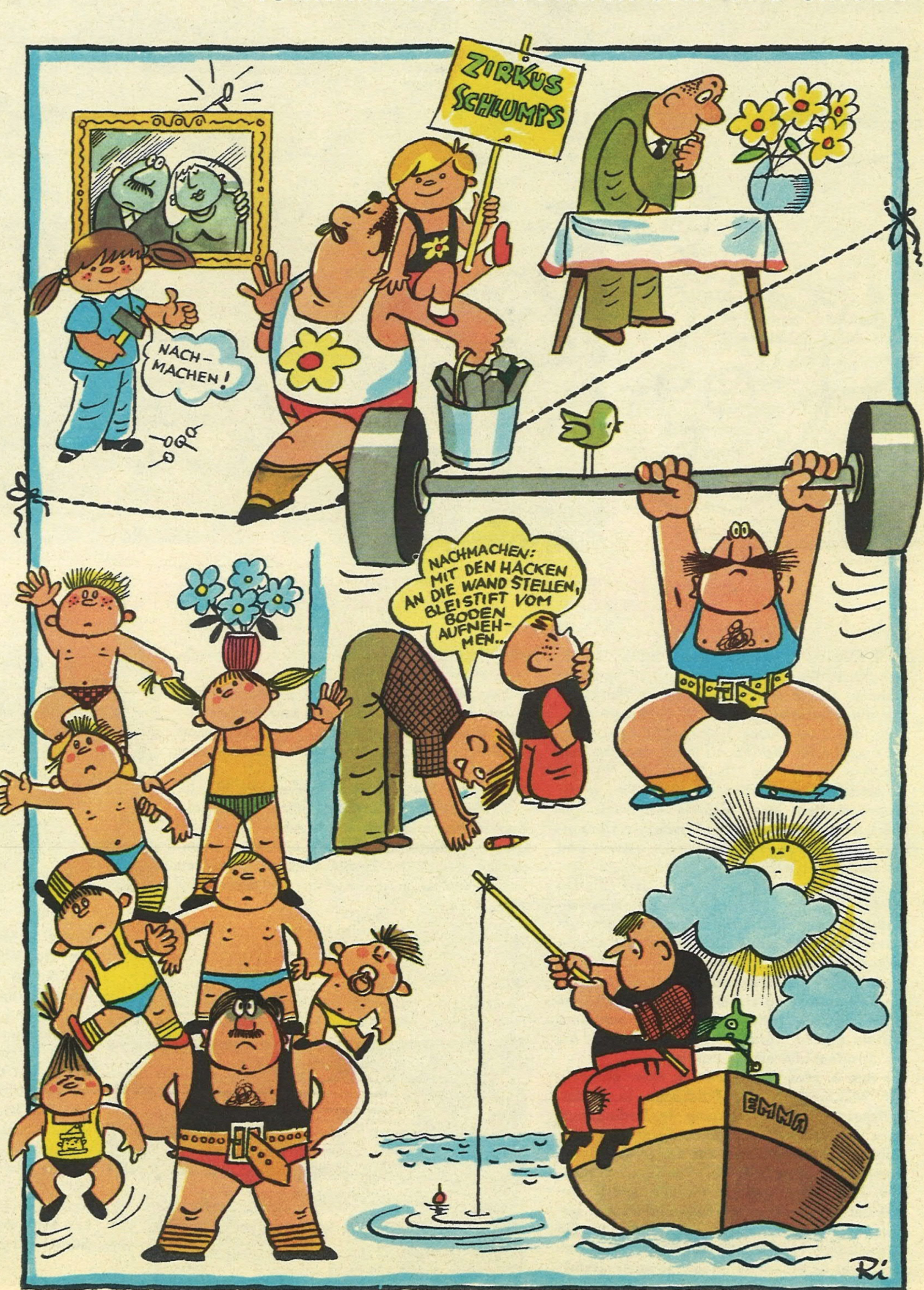
Seht her – seht hin! Wir bieten FRÖSI-Neuheiten mit Trick achtundsiebzig. Unmögliches wurde möglich. Durch Pinselgeflunker entstanden patente Patente. Leider nimmt sie uns niemand ab. Wir haben mit Gewicht gegen ein Gewicht verstoßen und einen Punkt ganz und gar vergessen. Manche meinen sogar, einige Zeichnungen seien labil und würden bei kleinsten Störungen kippen. Jetzt fragen wir dich:

Gegen welches Gewicht hat FRÖSI mit Pinsel und Palette verstoßen?

Wer will, kann auch noch eine andere Frage beantworten.

Welcher Punkt ist für das gesuchte Gewicht von großem Gewicht?

Schickt mindestens eine Antwort an FRÖSI, 1056 Berlin, PSF 37. Einsendeschluß: 30. 6. 1980
Und übrigens – probiert keines der gezeichneten Beispiele aus. FRÖSI bezahlt weder eine zerbrochene Vase noch eine rote Nase!



Ein denkwürdiger Moment

1 418 schwere Kriegstage und -nächte dauerte der harte Kampf der standhaften, mutigen Kämpfer der Roten Armee. Am 8. Mai 1945 war der Faschismus endgültig geschlagen.
Aber die Machthaber Hitlerdeutschlands hatten noch in den Apriltagen Verbrechen an Verbrechen gereiht. Im 10. Band der Weltgeschichte (herausgegeben vom VEB Verlag der Wissenschaften) lesen wir: „In der Stadt (gemeint ist Berlin) hatten die Faschisten vierhundert Unterstände aus Eisenbeton gebaut und Gebäude und unterirdische Anlagen zur Verteidigung hergerichtet. Brücken und Kanäle wurden gesprengt. Die Hitlerfaschisten spekulierten darauf, in hartnäckigen Kämpfen um jedes Haus und jedes Stadtviertel die sowjetischen Truppen aufzureiben."
So bot Berlin ein Schreckensbild: 50 000 Gebäude waren völlig zerstört oder zum Teil stark beschädigt, ein Drittel der U-Bahnen war unter Wasser gesetzt worden, in der Innenstadt lag der Straßenbahnverkehr darnieder.
Für den 8. Mai 1945 wurde in einer ehemaligen Militärschule der Faschisten in Berlin-Karlshorst die Unterzeichnung der bedingungslosen Kapitulation vorbereitet. Seitens der Regierung der Sowjetunion war der verdienstvolle Heerführer, Marschall der Sowjetunion, Shukow, beauftragt, gemeinsam mit den Vertretern der Westmächte die Kapitulation der geschlagenen Faschisten entgegenzunehmen. Ein denkwürdiger Moment. Ihn drückt der Marschall in seinen Kriegserinnerungen so aus: „Punkt 24.00 Uhr betraten wir den Saal ... Alle Blicke waren auf die Tür gerichtet, auf deren Schwelle im nächsten Augenblick diejenigen erscheinen sollten, die in die ganze Welt prahlerisch hinausposaunt hatten, Frankreich und Großbritannien in einem Blitzkrieg und die Sowjetunion in anderthalb, höchstens zwei Monaten vernichten zu können ..."
Am 9. Mai 1945, 0.43 Uhr mußten die Mörder von Millionen Menschen bedingungslos die Kapitulationsurkunde unterzeichnen.
Diesem historischen Ereignis und dem ruhmreichen Kampf der Sowjetsoldaten gegen den Faschismus ist in der Karlshorster Rheinsteinstraße – hier befand sich die Militärschule – ein sowjetisches Militärmuseum gewidmet. 15 000 Ausstellungsstücke, Fotodokumente, Karten, Truppenfahnen, Modelle, Waffen, Gemälde und Filme werden aus dem Großen Vaterländischen Krieg gezeigt. Auch jener Raum, in dem die Kapitulation erfolgte, ist zu sehen. Vor dem Militärmuseum ist ein Panzerdenkmal errichtet worden.
Der T 34 ist eine Spende der Familie Orlow an jene Armee-Einheit, in der ihr Sohn Wassili kämpfte. Ruhmvoll war der lange Weg, bis er an der Gedenkmauer für die sowjetischen Helden seinen Platz fand. Und er mahnt uns, niemals die Opfer des Krieges zu vergessen und alle Kraft der Sicherung des Friedens und dem Schutz des Sozialismus zu widmen.

В этом здании 8 мая 1945 года
был подписан Акт
о безоговорочной капитуляции
фашистской Германии.

In diesem Gebäude wurde am 8. Mai 1945
die bedingungslose Kapitulation
des faschistischen Deutschland unterzeichnet.



Text und Fotos: Bärbel Rucht

Frühling

Jürgen Barber

Lust auf alles haben, wenn alles blüht:
kalendergemäß, verspätet, verfrüht!
Das Blühen studieren, verfolgen, beschauen:
Vertrauen bekommen – aufs Blühen vertrauen!

O ja, alles schmückt sich. Blüht einfach los:
Graues wird kostbar. Kleines wird groß.
Der Garten wird Spielplatz. Der Gärtner Entdecker.
Ich stell schon für morgens halb fünf meinen Wecker!

Der Garten entpuppt sich. Die Bäume zerspringen.
Die Sonne versucht sich an allen Dingen.
Nur nichts verpassen. Nur nichts auslassen!

Herrliches Weiß! Weißes Prunken und Prassen!
Werd die Blüten eintüten für kommende Zeiten,
Frühlingsmischungen zubereiten!



Foto: Herbert Schier

SONNENBOTEN

Eine Geschichte, die davon handelt, warum der Huflattich zuerst seine Blüten und dann erst seine Blätterhände in den Vorfrühling hinaussteckt.

Nachdem der grimmige Winter das Land verlassen und auch seinen wärmenden Schneemantel von der Erde genommen hatte, war am Teich und im Feld alles kahl und leer. Die Bäume und Sträucher hatten noch keine Blätter. Nur welkes Gras und modriges Laub vom vorigen Jahr bedeckte den Boden. Der Schnee hatte es fest zusammengedrückt.

Die Pflanzen und Blumen schliefen noch in der Erde. Aber am Tage, wenn sich Sonne und Erde „Guten Tag" sagten, fielen mit den Grüßen auch wärmende Sonnenstrahlen auf das Land.

Das fühlten die Pflanzenkinder und erwachten aus dem Winterschlaf. Unruhig reckten und streckten sie sich, so daß es der Mutter Erde ordentlich unter der Haut kribbelte und krabbelte.

Aber die gute Mutter Erde hielt sie vorsorglich zurück. Es war draußen noch nicht warm genug. Besonders nachts, wenn der kalte Mond die Erde beleuchtete, schlich sich der eisige Frost heran und ließ alles erstarren.

Aber die Pflanzenkinder quälten und quengelten und fragten ununterbrochen: „Wann ist es denn nun endlich soweit? Wann dürfen wir hinaus an die frische Luft? Warum ist es in der Nacht so kalt? Wer schenkt uns Licht und Wärme?"

So peinigten sie die Mutter Erde immer und immer wieder. Besonders beharrlich war der Huflattich. Unaufhörlich fragte er: „Was ist denn das – frische Luft? Wie sieht sie denn aus – die Sonne, die uns die Wärme schenkt? Warum dürfen die Gräser schon ihre Blattspitzen hinausstecken, wir aber müssen drinnenbleiben?"

Geduldig erklärte ihm die Mutter Erde alles, so gut sie es wußte: „Weil die Gräser nicht so empfindlich sind; sie können nachwachsen, falls sie erfrieren sollten. Dir aber, mein lieber Huflattich, darf nichts geschehen; du bist nämlich eine nützliche Arzneipflanze. Die Menschenkinder brauchen dich gegen den Husten, wenn sie sich erkältet haben."

Nun aber gab der Huflattich erst recht keine Ruhe mehr. Er wollte den Menschen helfen und den bösen Husten bekämpfen. Es war nicht mehr auszuhalten mit ihm.

Einmal, es ist schon sehr, sehr lange her, da geschah es, daß die Mutter Erde die Geduld verlor. Sie öffnete ein winziges Löchlein in der Erdkruste und sagte unbedacht: „Sieh selber nach!"

Und husch, ehe sie sich versah, hatte der Huflattich ein kugelrundes Blütenknöspchen hinausgesteckt. Seinen Blütenstengel hatte es so geschwind gereckt, daß sich richtige Schüppchen abspreizten. An der freien Luft öffnete es seine Blüte wie ein rundes Auge und rief neugierig: „Wo ist sie denn? Wie sieht sie aus, die liebe Sonne?"

Die Sonne lachte gütig vom blauen Himmel herab und rief: „Hier bin ich! Ich bin das Licht, dem du dich entgegenreckst! Und ich sehe aus wie du! Deine Mutter, die Erde, und ich sind Freundinnen seit undenkbar langer Zeit. Sie hat mir erzählt, daß du nicht länger warten wolltest und daß du den Menschen helfen willst. Da habe ich beschlossen, dich vor Kälte zu schützen, damit du dein gutes Werk vollbringen kannst!"

Da freute sich die Huflattichblüte und spreizte glücklich alle ihre glänzenden Strahlenblättchen von sich und sah nun auch wie eine richtige kleine Sonne aus.

Und so ist es nun für immer geblieben. Im Vorfrühling, wenn im Feld und im Wald die Pflanzenkinder noch im Schoß der Erde geborgen sind, und wenn auch der Huflattich seine Blätterhände noch zurückhält, drängen seine Blütensonnen unbändig ins Freie und warten dann ganz geduldig auf die Kräutersammler.

Ihren Honigduft strömen sie in alle Winde und hoffen darauf, daß ein Flügeltierchen kommt und bei ihnen etwas Nektar nascht.

Und die Sonne freut sich über ihre Ebenbilder. Wohlwollend schickt sie jeden Tag wärmere Strahlen auf die Erde herab. Da flieht der Frost dem Winter nach bis hinauf in die Eisberge.

Der Mond ist aber zufrieden, daß er nun endlich einmal etwas Lustigeres zu sehen bekommt, als immer nur nackte Bäume und leere Felder.

So dauert es dann auch gar nicht mehr lange, und alle Blumenkinder dürfen – wenn sie an der Reihe sind – hinaus in die schöne grüne Welt.

Ursula Popandopulo
Lesereinsendung

Wenn ihr aufmerksam im März/April durch die Natur wandert, seht ihr bestimmt schon an feuchten, lehmigen Standorten zahlreiche dieser goldgelben „Blütensonnen". Ihr könnt diese Blütenköpfchen sammeln, wenn sie gerade aufgeblüht sind (keine überreifen Blüten und ohne den schuppigen Stiel), denn Huflattichblüten werden von der pharmazeutischen Industrie aufgrund des hohen Schleimgehaltes zur Herstellung von verschiedenen Hustentees benötigt. Ebenso auch die handgroßen, buchtig gezähnten Blätter mit dem hellfilzigen Belag auf der Unterseite, die sich erst nach dem Verblühen aus dem Boden schieben. Die medizinische Bedeutung des Huflattichs (Tussilago farfara) ist schon vom Artnamen ablesbar: lateinisch tussis = Husten; lateinisch ago = ich vertreibe.

Verwechselt nicht die Blätter des Huflattichs mit denen der Pestwurz! Deren Blätter sind wesentlich größer und auf der Unterseite kaum behaart. Die gesammelten Blüten werden zum Trocknen im Schatten in dünner Schicht, die Blätter einzeln ausgebreitet, bis sich das Sammelgut brechen läßt. Huflattich kauft jede Sammelstelle oder dessen Drogenaufkaufbetrieb auf. Diese Adresse erfahrt ihr von eurer Apotheke oder vom Drogenkontor, 7010 Leipzig, PSF 268. Bei Versand werden verauslagte Portokosten wieder zurückerstattet.

Gesamterlös pro kg trockene

Huflattichblüten	Huflattichblätter
27,50 M	6,50 M

Zeichnung: Jutta Mirtschin

Sie singen ihre Lieder



Im Süden unserer Republik, zwischen Spreewald und den Lausitzer Bergen, leben die Sorben. Jahrhundertelang unterdrückt, haben sie in unserem Land ihre wirkliche Heimat gefunden. Sie pflegen ihre Sprache und ihre Volkskunsttraditionen. In vielen zweisprachigen Schulen, besonders im Bezirk Cottbus, bestehen Chöre und Tanzgruppen. Sie künden von der reichen sorbischen Kultur.

Schleife, ein kleiner Ort bei Weißwasser, hat ein Schulensemble. Obwohl es erst seit vier Jahren besteht, ist es in seiner Umgebung beliebt und bekannt. Und das nicht ohne Grund! Mit viel Liebe und Fleiß pflegen vierzig Sänger und Tänzer der Polytechnischen Oberschule des Ortes ihre Volkslieder und Tänze. Jeder Schüler der 4. bis 8. Klasse darf Ensemblemitglied werden. Gute Noten im Fach Musik sind unter anderem die Bedingung zur Aufnahme. Im kleinen Chor singen die Schülerinnen und Schüler der Klassen 1 bis 3. Schon hier bereiten sie sich auf ihre spätere Ensembletätigkeit vor. Jeden Dienstag um 14.00 Uhr ist Probe für alle Chormitglieder.

„Die Probenzeit reicht gerade zum Einstudieren der Melodie", erzählen Petra Schäffer und Andrea Czarschka aus der Klasse 6b. „Deshalb lernen wir die Liedtexte meist zu Hause."

Das fällt ihnen ganz bestimmt nicht schwer, denn beide haben sehr gute Noten. Petra und Andrea sind schon „alte Hasen" im Ensemble. Die vielen Auftritte können sie schon gar nicht mehr aufzählen. „Zwanzig oder dreißig ...!" Sie zucken mit den Schultern.

Noch vor kurzem konnte man im Ensemble drei Dudelsackspieler hören und sehen, die eine kleine Gruppe von Sängern begleiteten. Leider sind diese originellen Musikanten inzwischen aus der Schule, doch ihre jungen Nachfolger lernen schon fleißig das Dudelsackspielen. Auch die kleine dreisaitige sorbische Geige wird zu hören sein. Reich verziert sind die Trachten, die auch dieser Gruppe ihr typisches Aussehen verleihen werden.

Obwohl sich Chor und Tanzgruppe getrennt auf ihre Auftritte vorbereiten, klappt es immer wunderbar. Das ist ein besonderes Verdienst von Frau Hesse, der Chorleiterin, und von Herrn Bartkow, dem Tanzgruppenleiter.

Die schönsten Auftritte

„Unsere schönsten Auftritte?" Petra und Andrea überlegen. „Das war zum Beispiel voriges Jahr im Sommer in Weißwasser, auch in Trebendorf gefiel es uns, vor den Rentnern in Halbendorf traten wir auch auf ... Eigentlich ist jeder Auftritt schön."

Da alle Ensemblemitglieder wirklich gern singen, möchten die meisten von ihnen nach ihrer Schulzeit am liebsten in dem bekannten Schleifer Folkloreensemble mitwirken. Dazu haben sie gute Voraussetzungen!

Jetzt aber bereiten sich alle Ensemblemitglieder auf ihren nächsten großen Auftritt, das V. Festival der Sorbischen Kultur in Bautzen, vor. „Das ist für uns auch deshalb ein Höhepunkt, weil unser Ensemble anläßlich des IV. Festivals vor vier Jahren gegründet wurde. Es ist wie ein Geburtstag", sagen Petra und Andrea. Und zum Schluß fügen sie noch hinzu: „Uns macht die Ensemblearbeit viel Spaß. Besonders aber freuen wir uns, wenn wir sehen, daß unsere Zuschauer Freude an den Liedern und Tänzen haben."

Monika Dyrlichowa





Fotos: Rolf Dvoracek (1), Steffen Lange (2)

Der Recke von Capua

Vom Leben und Kampf des Spartacus

Text: Tibor Cs. Horváth
Zeichnungen: Ernö Zorad































































Unsere Bildgeschichte führt dich in die Zeit des mächtigen römischen Sklavenhalterstaates. Menschen waren Eigentum von reichen Herren, die sie gekauft, ererbt oder geschenkt bekommen hatten. Der Eigentümer bestrafte oder tötete sie wegen geringfügiger Vergehen oder einfach aus einer schlechten Laune heraus. Die Sklaven arbeiteten Tag und Nacht in Bergwerken, schindeten sich für reiche Landbesitzer oder Handwerker, trugen Brandzeichen wie Vieh auf ihrem Leib. Eine Sonderstellung unter den Rechtlosen hatten die Gladiatoren. Kräftige Gefangene oder zum Tode verurteilte Sklaven verkaufte man an besondere Schulen. Hier erlernten sie das Töten, um selbst weiterzuleben. Die Todgeweihten, wie man sie nannte, kämpften zur Unterhaltung der Reichen gegeneinander mit und ohne Rüstungen, mit Dreizack und Netz, kleinen Dolchen oder langen Schwertern. Unterlag einer im Kampf, entschied der Daumen der Reichen über den Gnadenstoß oder das Weiterleben. Tote Gladiatoren durchbohrte man mit glühenden Eisen, tödlich verletzte erschlug man mit einem schweren Hammer. Gegen diese Unmenschlichkeit und Tyrannei erhob sich ein Mann, Spartacus genannt. Nach seinem Ausbruch aus Capua schlossen sich ihm Tausende von Sklaven an, und in der Zeit 74 vor unserer Zeitrechnung entwickelte sich einer der bedeutendsten Sklavenaufstände.

(Fortsetzung folgt)

1. Juni Internationaler Kindertag · 1. Juni Internationaler Kindertag









Auf unserem internationalen Kinderseminar sprachen wir über die Verwirklichung der Rechte der Kinder.
Die Kinder der sozialistischen Länder sind stolz auf ihre Heimat, in der die Arbeiter und Bauern die Macht haben und alles für die Gesundheit, die Bildung und Erziehung der jungen Generation und für die Sicherung des Friedens tun.
In der sozialistischen Deutschen Demokratischen Republik haben wir es selbst gesehen und erlebt.
Den Reichtum, den die Arbeiter und Bauern in den kapitalistischen Ländern schaffen, eignen sich die Kapitalisten als Profit an. Wir sind erschüttert, daß noch immer Altersgefährten im Krieg sterben, unter faschistischer Verfolgung und Rassismus leiden, hungern, Analphabeten sind.
Der Imperialismus ist kinderfeindlich, darum klagen wir ihn an.

Aus dem Gruß an die Weltkonferenz „Für eine friedliche und gesicherte Zukunft aller Kinder" in Moskau von den Teilnehmern des 22. Internationalen Sommerlagers in der Pionierrepublik „Wilhelm Pieck" 1979









Der Imperialismus ist kinderfeindlich

- Achtzigtausend Kinder unseres Planeten sterben täglich an Hunger.
- Dreihundert Millionen Kinder im Schulalter besuchen keine Schulen.
- 156 Millionen Kinder der Erde leben in Slums.
- In fast allen Ländern der Erde ist Kinderarbeit verboten, jedoch:

  in den USA arbeiten 800 000 Kinder
  in Italien – 600 000
  in England – 650 000
  in Spanien – 280 000
  in Portugal – 100 000
  in der Türkei – 1 000 000
- In den USA sterben jährlich 2 000 Kinder durch Gewalteinwirkung.
- In den Reservaten Südafrikas stirbt jedes zweite Kind vor Vollendung des 2. Lebensjahres.
- Nach Angaben der UNICEF erreichen von den 120 Millionen Kindern, die 1978 geboren wurden, 17 Millionen kaum das 1. Lebensjahr.

Solidarität jetzt erst recht! · Solidarität jetzt erst recht!

Fotos: 15. Oberschule Berlin-Köpenick

Straßenkinder
des Imperialismus



Foto: ADN/ZB

Wir, die Pioniere der Klement-Gottwald-Oberschule Zschopau, möchten sagen, daß uns das Bild sehr beeindruckt hat. Wir Pioniere und FDJler überwiesen 237 Mark auf das Solidaritätskonto.

•

Ich könnte weinen, wenn ich solche Bilder sehe. Mich empört vieles, wenn ich an das Leben dieser Kinder denke. Vor allen Dingen, daß sogar mit Kindern gehandelt wird. Sie müssen sich ihren Lebensunterhalt selbst verdienen, können keine Schule besuchen. Wie sieht ihre Zukunft aus?
Was ich selbst tun kann, ist nur ein kleiner Beitrag, aber ich hoffe, er wird ihnen helfen.

Annett Hartwig, 943 Schwarzenberg

•

Oft beklagen wir uns, daß dies oder jenes nicht sofort zu haben ist. Doch diese Kinder würden sich schon mit einem kleinen Teil von dem, was wir haben, glücklich fühlen. Ich spende zwei Mark für die Solidarität.

Kerstin Karge, 13 Eberswalde-Finow 2

•

Ich empfinde in meinem Herzen Wut auf die reichen Machthaber in diesen Ländern. Meine Mutti erzählt mir des öfteren über solche Länder. Ich kann es mir fast gar nicht vorstellen, daß es soviel Elend gibt. Dann merke ich erst richtig, wie gut wir Kinder in der DDR leben.

Frank Hofmeister, 1546 Staaken

•

Das Bild läßt mich und meine 7b über vieles nachdenken. So beschlossen wir, eine Dokumentation anzufertigen „Müssen Millionen Menschen hungern?"

In „Frösi" Nr. 12/79 habt ihr dieses Bild gesehen. Kinder aus Bogota, die auf der Straße und von der Straße leben. Das Bild hat euch erregt und bewegt. Wir haben von euch sehr viele Briefe dazu erhalten, und wir möchten allen Pionieren danken, die uns geschrieben haben. Einiges aus diesen euren Briefen möchten wir hier veröffentlichen.

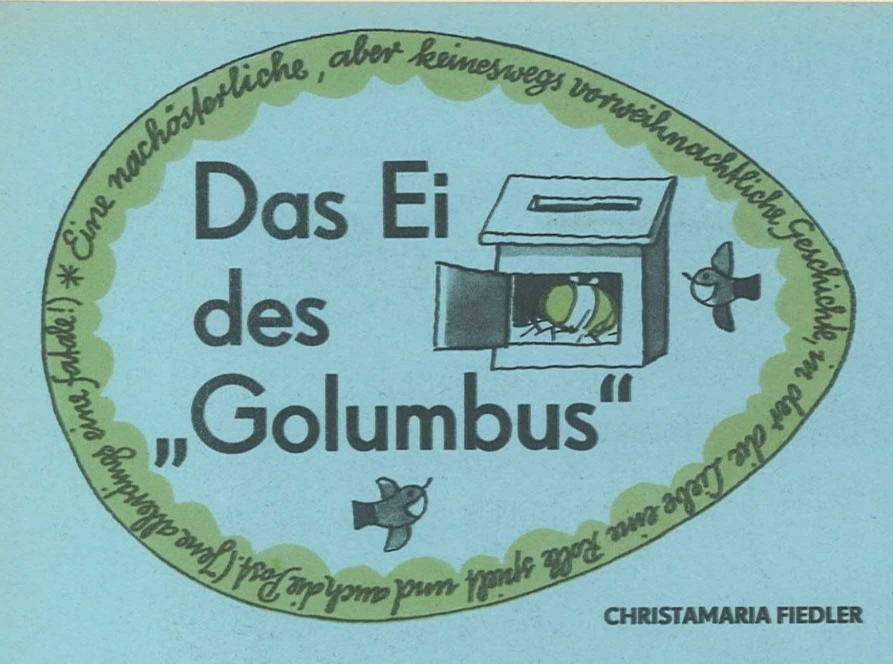
Bei der Auswertung stellten wir fest, daß 500 Millionen Menschen nicht ausreichend ernährt sind, 250 Millionen Kinder unter Hunger leiden, 5 Millionen Menschen jährlich an Hunger sterben. Ursache ist der Kapitalismus. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es das in einem sozialistischen Staat geben könnte.

Carmen Cläring, 4506 Dessau-Mosigkau

•

Mich empört, daß es in sehr vielen Ländern immer noch solche Grausamkeiten gibt. Über solche Probleme sollte sich mal die NATO Gedanken machen, wie man diesen Menschen helfen könnte. Statt dessen machen sie aber Pläne zur Aufrüstung. Dabei sterben jährlich Millionen Kinder an Unterernährung.

Michael Sieber, 5912 Seebach



Das Ei des „Golumbus“

CHRISTAMARIA FIEDLER

Nein, nein, Christoph Krause hat Amerika nicht entdeckt, das kann nur einer aus der zweiten Klasse glauben, der auf dem Schulhof hört, wie sie ihn „Golumbus“ rufen.

Wenn Christoph Krause etwas entdeckt hat, dann ist das Ebbendorf, ein Ort, der hundertmal versteckter in der Weltgeschichte herumliegt als jener unübersehbare Erdteil und von dem er gleich nach überstandenem Umzug an Ewald und Schnurpsel schrieb: „Ein Paradies für Schülerlotsen. Einmal am Tag kommt an der Schule ein Huhn vorbei!“

Worin Christoph Krause irrte. Es war ein Hahn!

Ansonsten hatte er jetzt alles, was er sich schon immer gewünscht hatte: ein eigenes Zimmer, einen Hobbyraum im Keller, einen großen Garten und einen rotbraunen Hund. Aber – er war nicht froh.

So ein gewaltiger Sprung von einer Hochhausetage am Alexanderplatz in ein graugeschindeltes Häuschen links von der Dorfeiche, ausgelöst durch eine mütterliche Erbschaft, das will erst einmal verarbeitet werden. Es erging ihm wohl ähnlich einer Topfpflanze, die von heut auf morgen auf Hydrokultur oder grusinischen Tee oder was auch immer umgestellt werden soll. Das dauert!

Erschwerend für Chrisoph kam noch hinzu, daß sich die „Eingeborenen“ hier einer schier unverständlichen Sprache bedienten.

Regnete es, so sagten sie: „Es siefert!“ Regnete es aber sehr, dann sagten sie: „Es draascht!“

Die Tage in Ebbendorf gingen dahin, aber Christoph wurde nicht froher, und so kam es, daß er sich auf das Fensterbrett stützen und nachdenken mußte, woran denn das bloß liegen konnte.

In diesem Augenblick, als er nachdenkend aus dem Fenster hing, liefen zwei Jungen aus seiner neuen Klasse am Gartentor vorbei und stießen einander mit den Schultern an. „Gug mal, der Golumbus!“ „Wenn schon, dann Kolumbus mit K wie Knallköppe!“ schrie ihnen Christoph wütend nach, aber er dachte auch: Schönen Dank, ihr Hinterwäldler, nun weiß ich wenigstens, woran ich bin! Nein, hier würde er nie Freunde finden, in diesem elendigen Nest! Was aber nützte ihm das eigene Zimmer, der Hobbyraum im Keller, der Garten und der Rotbraune, wenn er keine Freunde hatte, die mit ihm durch dick und dünn gingen?

An diesem Abend schrieb Christoph an Ewald und Schnurpsel: „Ich laß bloß noch Ostern vorbei! Dann hau ich hier ab! Könnt ihr mich verstekken?“

Ostern kam mit einem weichen blauen Himmel nach Ebbendorf. Zwei, drei Wölkchen strichen über ihn hin; seidig und silbern wie die Weidenkätzchen am Zaun. Was für ein Wetter! Es würde nicht siefern und draaschen schon gar nicht.

Christoph suchte seine Ostereier im Garten. Das war mal was anderes als wie früher im Wohnzimmer und auf dem Balkon: das Sofa zur Rechten und die Stehlampe im Kreuz! Neugierig schaute er sich um. Blitzte da nicht hinter dem Taxus eine blaue Schleife hervor? Er hatte richtig gesehen. Es war eine himmelblaue Seidenschleife. Aber sie schmückte kein Schokoladenei, sondern Juliane Schmitt!

Juliane Schmitt, die in die gleiche Klasse ging und zwei Reihen hinter ihm saß und die jetzt ihr rundes Gesicht über die Zaunlatten schob. Christoph stand wie vom Donner gerührt. Die Schmitt! Und er beim Eiersuchen! O, Mann, wenn das nicht peinlich war!

„Du suchst wohl Ostereier?“ fragte sie da auch schon neugierig und deutete auf das Gras neben seinem rechten Fuß. „Vorsicht, gleich trittst du in etwas hinein!“ Aber es war schon zu spät. Christoph spürte, wie sein großer Zeh langsam feucht und klebrig wurde. Verdammt, das mußte etwas Halbflüssiges gewesen sein!

„Ich such bloß unsere Küken“, log er ungerührt und hoffte, daß sie nach dieser Auskunft verschwinden würde. „Von wegen Ostereier suchen! Kinderkram!“

„Ach“, seufzte da Juliane Schmitt in einer schönen Mischung aus Traurigkeit und Koketterie, „ich tät schon ganz gern Ostereier suchen. Aber seit wir die ‚Blaue Taube‘ haben, haben meine Eltern immer den Kopf so voll! Zum Beispiel, ob das Bier auch reicht für den Ausflugsverkehr! Und die Wurst! Aber, als wir noch richtige Ostern hatten, da hab ich immer am liebsten Marzipaneier gefunden!“

„Das ist ja Mist mit der ‚Blauen Taube‘“, gab Christoph ungewollt freundlich zu. „Wohnst du denn auch dort?“ Juliane schüttelte den Kopf. „In der ‚Blauen Taube‘ ist's zu laut. Ich wohne bei Tante Klammer mit dem Perlhuhn!“ Dann guckte sie Christoph Krause sehr groß und sehr aufmerksam an und sagte beinahe verwundert: „Du bist ja viel netter, als man denkt!“

Ganz Ostern hatte Christoph Zeit, über diesen Satz nachzudenken. Aber er dachte leider auch über Juliane Schmitt mit dem mittelblonden Pferdeschwanz und der heftigen Vorliebe für Marzipan nach. Ach, viel zu viel dachte er über die nach!

Vier, fünf Tage verbrachte Christoph in einem Zustand, der ihm unbekannt war. Er ließ die Mahlzeiten stehen, legte die packendsten Bücher beiseite, ging nicht mehr in den Hobbyraum hinunter und nörgelte sogar an seiner Lieblingsserie im Fernsehen herum. Es trieb ihn mit dem Rotbraunen auf die Straße, in den föhnigen Frühlingswind hinein, der die dünnen Rauchfäden aus den



Schornsteinen zerrte und ihm die Haare über die Wimpern blies.

Endlich faßte er einen Entschluß. Er nahm den Bus in den nächstgrößeren Ort. Als er heimkam, trug er ein kleines Päckchen unter dem Arm. Zu dem Rotbraunen, der ihn am Gartentor erwartete, sagte er: „Das wär geschafft!"

Die Tage wurden nun länger in Ebbendorf, die Sonne kletterte dem Mai entgegen, und aus den Gärten waren die letzten Schneereste aufgeleckt. Ewald und Schnurpsel schickten ein Telegramm: „Haben alles organisiert! Wo bleibst du?"

Wo blieb er? Na, hier! In Ebbendorf! Christoph wußte es auch nicht zu sagen, aber seit er mit dem rechten Fuß in das Knickebeinei getreten war, ging eigentlich alles ganz gut in Ebbendorf. Vielleicht, daß er nach diesem herzerwärmenden Satz der Juliane Schmitt wirklich beweisen wollte, daß er viel netter war, als diese Hinterw..., als die anderen eben von ihm dachten. Und den anderen mochte es genauso ergehen. Christoph war angenommen worden von der Klasse. Das spürte er. Kaum einer rief ihn noch „Golumbus". Genug, um froh zu sein in Ebbendorf. Bloß Juliane... Juliane Schmitt ging mit einem aus der 6. Klasse. Das hatte Christoph selbst gesehen. Im Kino hatte er es gesehen. Drei Reihen vor ihm. Moritz hieß er. Schade. Sein Geschenk im Briefkasten der Tante Klammer mit dem Perlhuhn – es hatte nichts bewirkt. Nicht einmal ein Dankeschön!

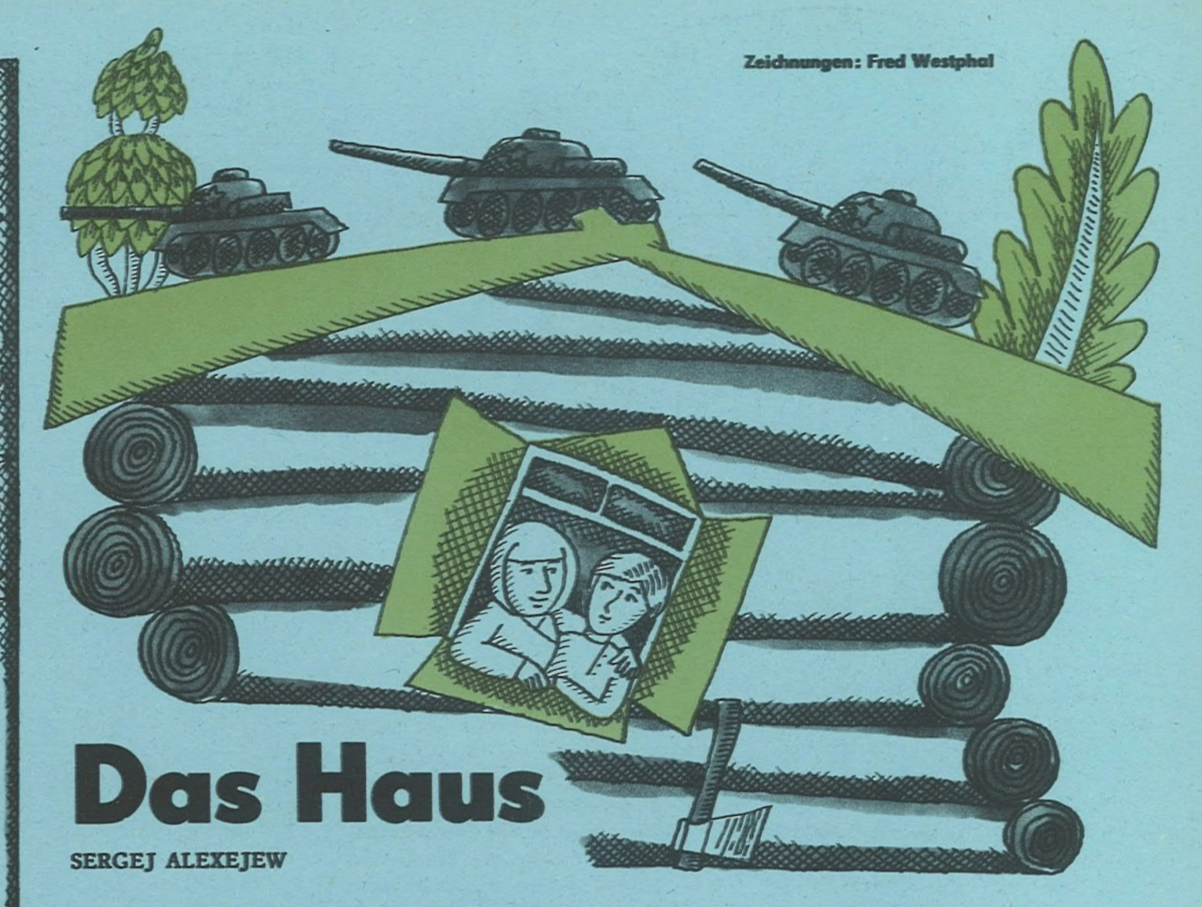
Es war nicht leicht, aber Christoph trug seinen Kummer wie ein Mann.

Bis zu dem Morgen, an dem sie alle in der Klasse durcheinanderredeten vor Staunen und Entzücken. Ein Wunder war geschehen! In dem stillgelegten Briefkasten der Tante Klammer, die ihre Post seit Ostern als eine der ersten in Ebbendorf aus einem Postschließfach am Ende der Straße angeln mußte, war ein riesenhaftes Marzipanei aufgefunden worden. Entdeckt hatte die süße Überraschung ein Meisenpärchen, das den Briefkasten zum Nestbau nutzen wollte, und seinen Fund durch heftiges Gezwitscher und Flügelschlagen Tante Klammer kundgetan hatte. Zum Beweis ihrer Worte hielt Juliane Schmitt das Ei hoch über alle Köpfe.

„Ein Osterei im Briefkasten!" brüllte der dicke Loll und verschluckte sich fast an seiner eigenen Spucke: „Wenn das nicht das Ei des Golumbus ist!" Und merkwürdig: niemand fand etwas dabei! Keiner drehte sich um! Keiner starrte ihn an! Christoph spürte, wie er wieder zu Atem kam. Sie hatten nichts bemerkt. Oder doch? Oder eine? Und die eine sah ihn an, daß er auf der Stelle wußte, daß er in Ebbendorf hundert Jahre bleiben würde. Mindestens! Denn Moritz hatte ausgespielt!

Zum 35. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus

Zeichnungen: Fred Westphal



Das Haus

SERGEJ ALEXEJEW

In verbissenen Kämpfen verteidigten die Soldaten Moskau.

Die Panzerbrigade des Generals Katukow rückte rasch vor. Die Panzer hatten den Feind schon fast eingeholt. Da versperrte eine gesprengte Brücke den Panzern den Weg. Das war auf dem Wege nach Wolokolamsk, im Dorf Nowopetrowskoje. Vor den Augen der Panzersoldaten entfernten sich die Faschisten.

„Durch die Furt", schlug einer vor, „durch die Furt über den Fluß, Genosse General!"

General Katukow besah sich den Fluß Magluscha, der hier eine große Biegung machte. Steile Ufer ragten empor. Die Panzer würden die Höhe nicht nehmen können.

Der General überlegte.

Plötzlich tauchte eine Frau neben den Panzern auf. Sie hatte einen Jungen bei sich.

„Besser dort, bei unserem Haus, Genosse Kommandeur", wandte sie sich an Katukow. „Dort ist der Fluß schmaler und das Ufer nicht so steil."

Die Panzer folgten der Frau.

Da lag das Haus in einem kleinen Tal. Die Stelle war tatsächlich günstig. Und dennoch... Die Panzersoldaten überlegten. Der General überlegte. Ohne Brücke würden die Panzer nicht weiterkommen.

„Wir brauchen eine Brücke, Mütterchen", sagten sie. „Dazu müßten wir Balken haben."

„Balken sind da", antwortete die Frau.

Die Soldaten blickten sich um: Wo sollten sie sein?

„Hier sind sie", sagte die Frau rasch und zeigte auf ihr Haus, das aus starken Balken gefügt war.

„Aber das ist doch ihr Heim!" entfuhr es den Soldaten.

Die Frau blickte bald das Haus, bald die Soldaten an.

„Was ist schon ein Haus – Holzstücke, Bretter...", sagte sie. „Im Haus sind wir jetzt ohnehin traurig, nicht wahr, Petja?" Und wieder an die Soldaten gewandt: „Nehmt es ruhig auseinander, meine Lieben."

Die Soldaten konnten sich nicht entschließen, das Haus zu berühren. Es herrschte Frost. Der Winter würde an Härte zunehmen. Wie sollten die beiden diese Zeit ohne Haus überstehen?

Die Frau verstand ihr Zögern.

„Wir werden schon irgendwie in einer Erdhütte unterkommen, nicht wahr, Petja?"

„Ja, Mutter", antwortete der Junge.

Aber immer noch standen die Soldaten unentschlossen.

Da nahm die Frau eine Axt und ging zum Haus. Sie führte den ersten Schlag selbst aus.

„Danke", sagte der General.

Die Soldaten trugen die Balken ab und bauten einen Übergang. Sie mußten unverzüglich die Verfolgung des Feindes aufnehmen.

Schon bald rollten die Panzer über die neue Brücke. Die Frau und der Junge winkten ihnen nach.

„Wie heißt ihr denn?" riefen die Soldaten zurück. „Wir müssen doch wissen, wen wir in so guter Erinnerung behalten dürfen."

„Kusnezow heißen wir", antwortete die Frau verlegen.

„Und wie noch?"

„Alexandra Grigorjewna und Pjotr Iwanowitsch."

Der Krieg hatte ausgetobt, Tod und Leid gebracht. Die Heldentaten der Menschen aber blieben unvergessen. Nicht vergessen war auch die Tat am Fluß Magluscha.

Wer heute in das Dorf Nowopetrowskoje kommt, findet in demselben Tal, an derselben Stelle ein neues schönes Haus. Daran steht: „Alexandra Grigorjewna und Pjotr Iwanowitsch Kusnezowy für die Heldentat, die sie im Großen Vaterländischen Krieg vollbrachten."

Der Fluß macht hier eine große Biegung. Am Ufer steht das neue Haus. Seine Fenster blicken in eine gute Welt.

Aus dem Russischen übersetzt und bearbeitet von Thea Woboditsch



„Freunde haben – Freunde kennen“

Hallo, Leute! Ihr wißt doch, im Mai geht's hoch her in Karl-Marx-Stadt. Na klar, Komsomolzen und FDJler treffen sich zum V. Festival der Freundschaft zwischen der Jugend der UdSSR und der DDR. Und daß Pioniere nicht tatenlos zusehen, ist bei so einem Ereignis Ehrensache! FRÖSI-Reporter Peter machte sich auf den Weg, um direkt am Ort ein wenig nach Pionieren und ihren Vorbereitungen auszuschauen. Als waschechter „Frösi“-Mann steuerte er zuerst das Pionierhaus „Juri Gagarin“ an.



Barbara Kempt kommt mir als erste entgegen. Dem Pionieralter zwar entwachsen, leitet sie heute den Klub der Internationalen Freundschaft am Pionierhaus.

„Ihr müßt wissen, daß ich bald ein Dolmetscherstudium für Russisch in Leipzig aufnehmen werde. Ich freue mich schon auf die Wolgograder. Ihnen werde ich mit meinen Sprachkenntnissen zur Seite stehen. Meine Hobbys: Ich spiele gern Gitarre, singe im Chor mit und – das Pionierhaus. Seit acht Jahren komme ich hierher, lebe richtig im Klub und bin mittendrin, mich auf die Begegnung mit unseren Freunden vorzubereiten.“

Ha, bei soviel Aktivität bin ich als Reporter überwältigt. Aber was machen die Pioniere bei euch?

„Ich heiße Katrin Kretschmar und bin 11 Jahre alt. Meine Schule ist die Johannes-R.-Becher-Oberschule in Karl-Marx-Stadt. Wenn ihr wüßtet, was in unserem ‚Postamt der Freundschaft' jährlich an Briefen aus unserem Bruderland Sowjetunion eingeht! Zweitausend Briefe leiten wir an Pioniere weiter. Lena aus Moskau habe ich so kennengelernt. Ihre Nähe spüre ich in jedem ihrer Briefe und Worte.“

Ach so, was euch Barbara noch nicht erzählt hat, daß sie für ihre duften Leistungen in das Ehrenbuch des Pionierhauses eingetragen wurde. Wenn sie im Mai viel Besuch bekommen, muß der natürlich auch ordentlich untergebracht werden. Jeder besorgt ein Bett. Außerdem fertigen sie noch lustige Dinge für den Soli-Basar des Festivals an.

„Ich bin Silke Lehmann, 12 Jahre alt und gehe in die 6b der Oleg-Koschewoi-Oberschule. Ich möchte einmal Sprechstundenhilfe werden und so mithelfen, daß alle gesund bleiben. In meiner Freizeit spiele ich gern Tischtennis und mache Handarbeiten. In den Winterferien haben wir als Ferienhelfer die Jungpioniere betreut. Und in dieser Zeit haben wir sie mit dem Leben der Oktoberkinder bekannt gemacht. Eine unserer Veranstaltungen hieß: ‚Was ißt man bei Freunden?' Da haben wir auch gleich Piroshkis aus Blätterteig gebacken. Toll, sage ich euch! Wenn ihr das Rezept einmal ausprobieren möchtet, also man nehme: gefrosteten Blätterteig, walze ihn nach dem Auftauen 1/2 cm dick aus. Dann werden Kreise aus diesem Teig ausgestochen. Diese werden mit ein wenig Wasser bespritzt. Darauf kommt die Füllung, z. B. Marmelade oder Fleisch – ganz nach Geschmack. Die Füllung wird wieder mit einem Kreis aus Teig bedeckt und fest verschlossen. Die Piroshkis werden auf ein feuchtes Blech gelegt, mit geschlagenem Eiweiß bestrichen und 10 bis 15 Minuten lang gebacken. Guten Appetit!“

„Ich heiße Kerstin Seifert. Mit Silke gehe ich in die gleiche Klasse und kann sie besser als andere leiden. Meine liebste Freizeitbeschäftigung ist das Briefmarkensammeln, das Wandern und natürlich unser Klub. Vor dem Festival haben wir schon richtiges Lampenfieber. Am 24. Mai werden wir bei der Ehrung der im Großen Vaterländischen Krieg gefallenen Helden der Sowjetarmee am Ehrenhain in Karl-Marx-Stadt dabei sein. Das haben wir uns fest vorgenommen, und am gleichen Tag freuen wir uns auf das große Kosmonautentreffen an unserer Station ‚Junger Kosmonauten'!“

Leute, da wird was los sein! „Freunde haben – Freunde kennen“ unter diesem Motto wurde den Pionieren viel über das Leben in der Partnerstadt Wolgograd erzählt. Ein weiterer Höhepunkt wird für alle die Übergabe von selbstgebastelten Gastgeschenken an die Komsomolzen in ihren Quartieren sein.

„Ich bin Viola Baer, bin 17 Jahre alt und gehe in die 11. Klasse der Friedrich-Engels-Oberschule. Ich möchte einmal russische Sprache und Literatur studieren. Natürlich häuft sich gerade jetzt die Post. Dennoch haben wir uns vom Klub noch etwas Besonderes ausgedacht. Wunderschöne Keramiken werden die Reise nach dem Festival in die Sowjetunion antreten. Es sind Geschenke für unsere Gäste vom Pionierhaus. Von uns also! Was wir allerdings besonders erwarten, ist eine Begegnung mit den Wolgogradern zu Hause oder direkt in unseren Räumen.
Ehrensache ist, daß die Stadt in den letzten Maitagen ihr schönstes Festkleid anlegen wird, daß die Unterkünfte bunt ausgestaltet sind. Ihr könnt mir glauben, daß die Pioniere unserer Stadt alles mit Liebe vorbereiten. Also, dann – bis zum Festival, Pfingsten in Karl-Marx-Stadt!“

Habt ihr Worte! Ich bin überhaupt nicht zu Wort gekommen. Trotzdem erfüllte mich beim Aufschreiben echter Pionierreporterstolz. Also, tschüß –

euer Peter

Die Gewalt des stillen Gesichts

Zum Bild des Monats



Alfred Frank (1884–1945), „Selbstbildnis im Zuchthaus", 1935, Radierung

1933–1945.
Nacht über Deutschland.

Grausame, blutige Nacht, in der Menschen gequält wurden. Verhaftet, von ihren Lieben getrennt, in Kellern verhört, geschlagen, gefoltert.

In Lagern zusammengepfercht, schlimmer als Vieh.

Jeden Tag liegen viele in den Baracken und auf dem Appellplatz. Ausgemergelt, nur Haut und Knochen, mit schrecklich alten Gesichtern, auch die jungen.

Zu Tode gequält, verhungert.

Warum?

Weil sie die Wahrheit sagten über die faschistischen Verbrecher, weil sie mit selbstgeschriebenen Plakaten und Flugblättern aufriefen, den mörderischen Krieg zu beenden, weil sie Granaten mit Sand statt mit Sprengstoff füllten, weil sie einem sowjetischen Kriegsgefangenen ein Stück Brot gaben oder weil sie einer anderen Rasse angehörten. Kommunisten, Sozialdemokraten, Parteilose, Juden, Christen, mutige ehrliche Menschen aus allen Schichten des Volkes und aus vielen Ländern Europas. Arbeiter, Lehrer, Ärzte, Wissenschaftler und auch viele Künstler.

Sie kämpften mit den Waffen der Kunst gegen den Faschismus.

Manche zeichneten noch unter Todesgefahr im Zuchthaus oder im KZ. Andere wurden nach einiger Zeit entlassen. Sie reihten sich wieder ein in die Front des Widerstandes. In ihren Bildern malten sie die Gestalten der unbeugsamen Kämpfer, die Leiden der Gefangenen, die Schrecken der Folter, so Fritz Schulze, Alfred Frank, Hermann Bruse, Lea und Hans Grundig und viele andere. Dann wurden sie abermals verhaftet.

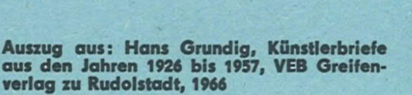
Nur einige überlebten die Hölle. Sie schufen nach der Befreiung eine neue Kunst: voller zorniger Anklage gegen die faschistischen Verbrechen, voller Trauer um die gefallenen Genossen, voller Vertrauen auf die Kraft und Würde des Menschen.

Hermann Bruse (1904–1953), „Die Vernehmung", 1942, Holzschnitt

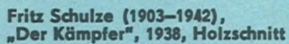


Hans Grundig schrieb: „Du siehst in einen riesigen Lagerhof hinein, abgeschlossen in der Horizontale von der endlosen Mauer, dahinter düstere Kiefern, jagende Wolken, Schwärme von Krähen, die Baracken der SS. Im Vordergrund zwei gestreckt liegende Tote, teilweise verdeckt durch Decken. Die toten Menschen lebensgroß, und einer zeigt ein ernstes stilles Gesicht, und einer zeigt an seiner Kleidung, daß er ein gefangener kämpfender Mensch war. Sonst nichts. So wunderbar und schön wollte ich es malen, als mir nur möglich ist. So eindringlich wollte ich es malen, daß alle von der Gewalt des stillen Gesichtes, von der Haltung der armen, gequälten Körper erschüttert sind... Ich wollte diese zertrümmerte wunderbare Menschlichkeit einhüllen in alle Kostbarkeit, die uns Menschen möglich ist. Ich fand, man müßte sie auf pures Gold legen, ich tat es. So wirken sie jetzt in eindringlicher Feierlichkeit..."

Dr. Martin Kloss



Auszug aus: Hans Grundig, Künstlerbriefe aus den Jahren 1926 bis 1957, VEB Greifenverlag zu Rudolstadt, 1966

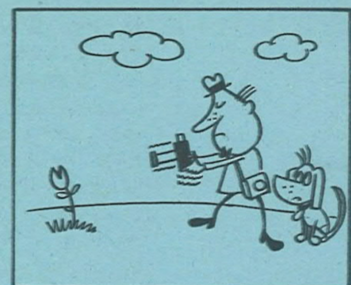
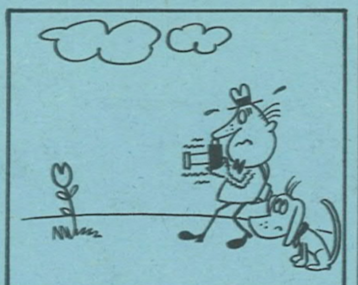
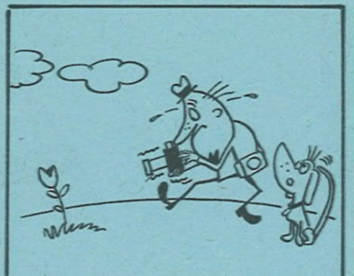
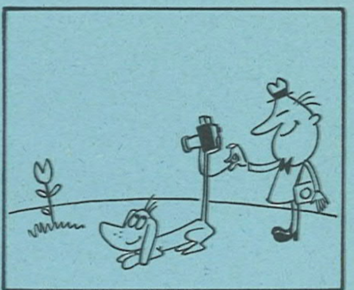


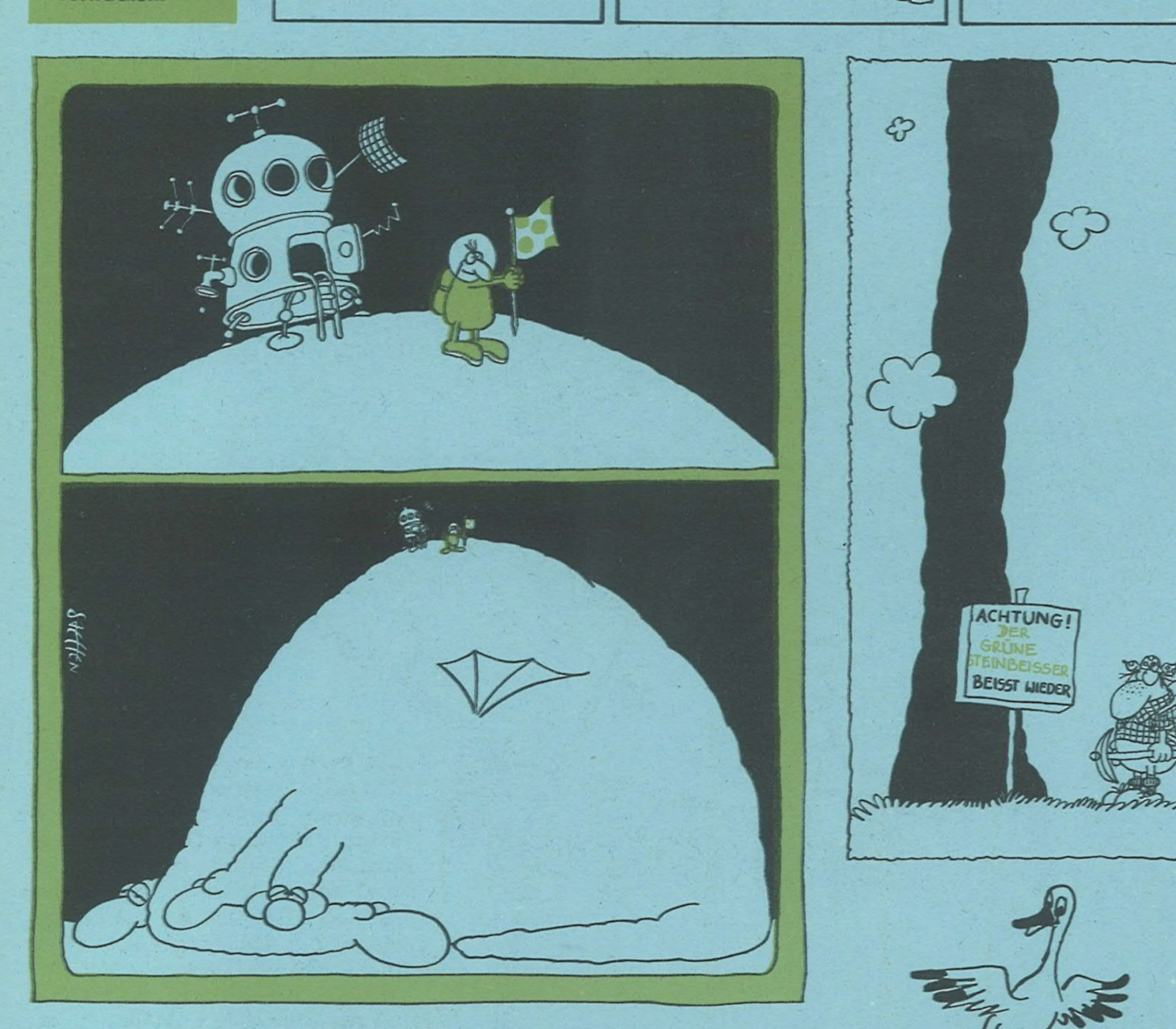
Fritz Schulze (1903–1942), „Der Kämpfer", 1938, Holzschnitt



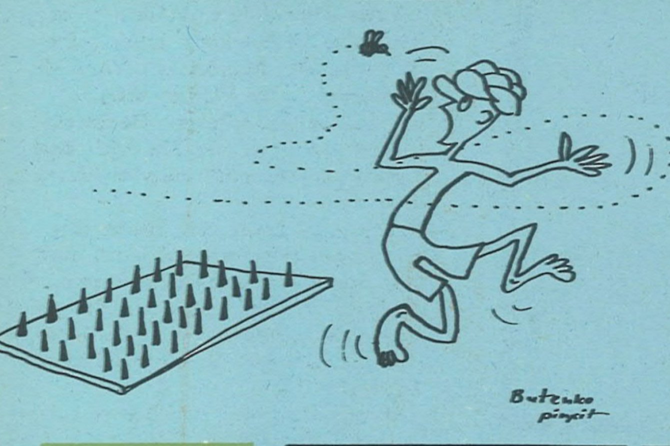
ALI und ARCHIBALD von Horst Alisch

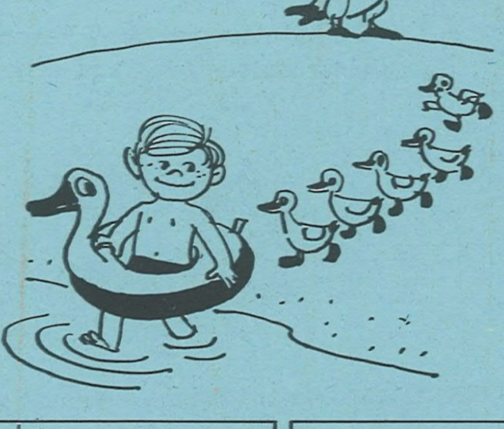
Nicht verwackeln

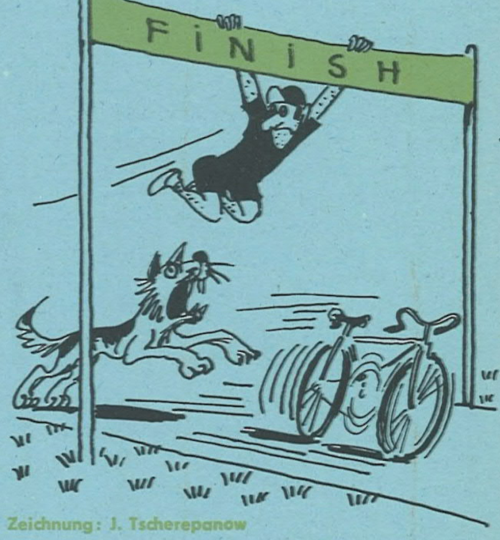











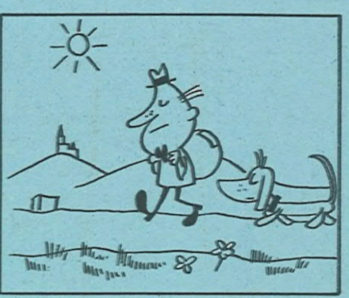
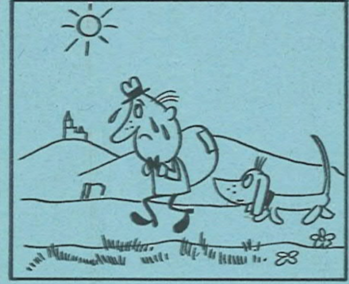
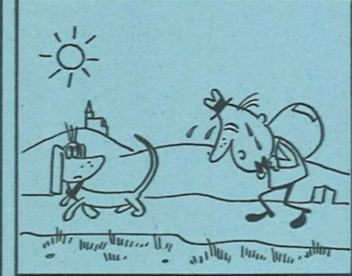
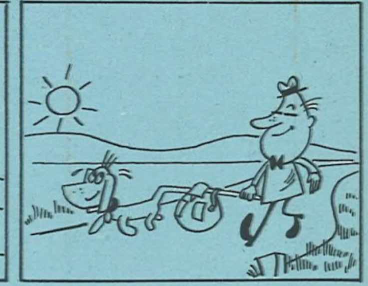




Zeichnung: J. Tscherepanow

ALI und ARCHIBALD von Horst Alisch

Marscherleichterung



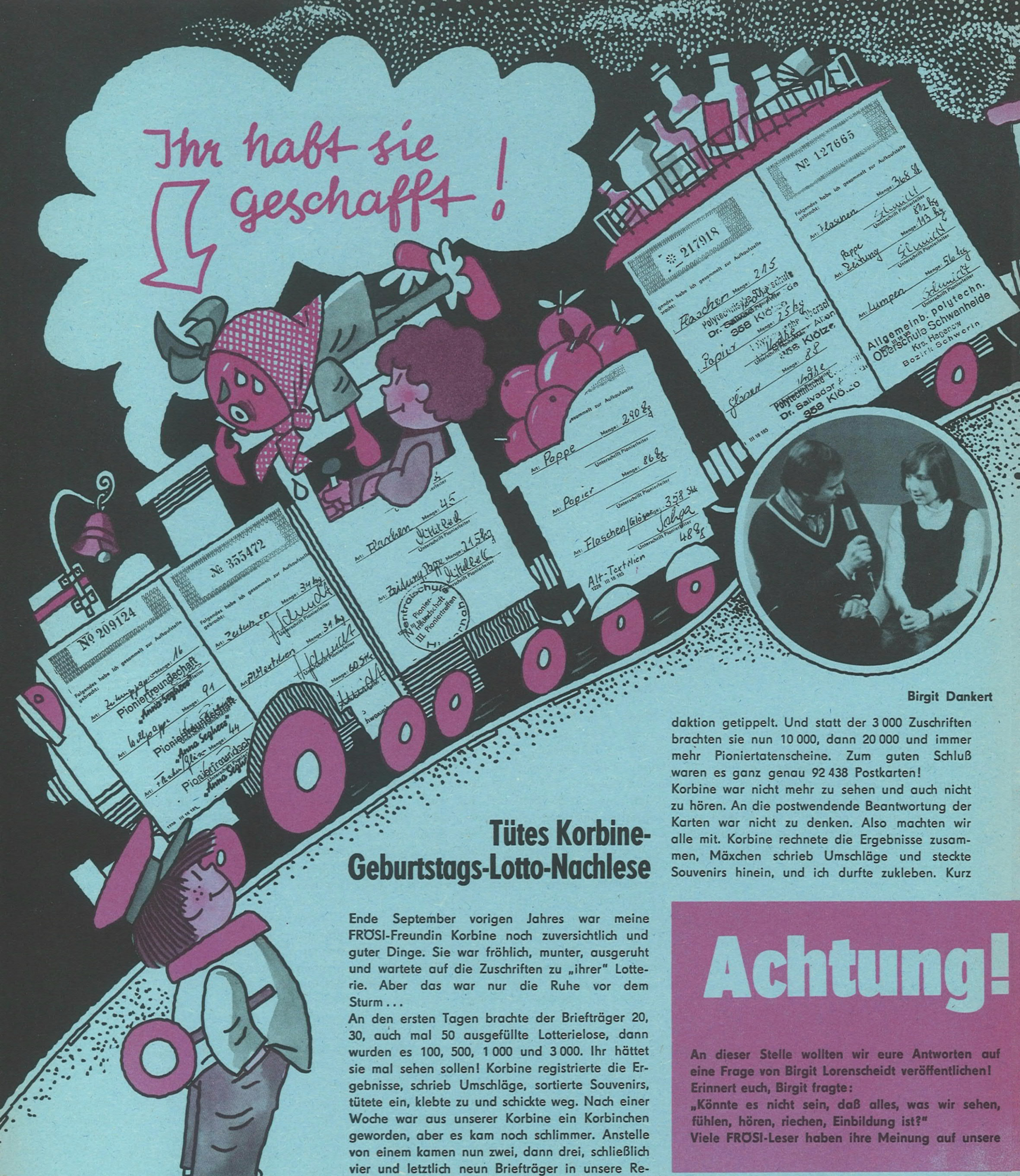
FRÖSI-Reporter Droll besuchte in einer motorisierten Schützeneinheit der NVA die

„Mutter der Kompanie“

Schwer zu finden, die „Mutter der Kompanie“. Ich kurvte über dem gesamten Gelände, sah eine Menge Soldaten bei der Ausbildung, aber mein Spähen nach Kopftuch, Kleid oder Kittelschürze war vergebens!
Macht sich ziemlich rar, die Mutter, dachte ich. Na ja, vielleicht arbeitet sie in Schicht. Ich entschloß mich, mal zu fragen.
Im Sturzflug näherte ich mich einem Genossen, der recht wissend aussah „Mutter der Kompanie?“ Er grinste freundlich und zeigte mir den Weg. Voller Entdeckerdrang flog ich in die bezeichnete Richtung. Hinter einer Tür zählte jemand „einundzwanzig, zweiundzwanzig ...“
Zwei Genossen Soldaten zählten Bettwäsche!
„Fähnrich Wilde!“ stellte sich der ältere Genosse vor.
„,Frösi'-Reporter Droll befehlsgemäß zur Reportage erschienen!“ Genosse Wilde unterbrach mich. „Alles klar. Schau dich nur richtig um, und ich erklär dir alles. Mach deinen Schnabel zu – das Ausgeben der Bettwäsche gehört zu den Aufgaben eines Hauptfeldwebels!“
„Und ...“, nahm ich einen neuen Anlauf.
„Aber nicht nur das, für die gesamte Verpflegung der Kompanie, die Ausrüstung, für Ausgang und Urlaub, für die Waffenkammer sowie die Ordnung im und um das Kompaniegebäude herum ist der Hauptfeldwebel verantwortlich.“
„Ja, eigentlich wollte ich ...“, räusperte ich mich.
„Der Hauptfeldwebel ist auch dafür verantwortlich, daß alle Genossen ihren Frühsport durchführen, ihre Waffen reinigen und pflegen und ihre Zimmer in Ordnung halten!“
„Ja, aber die Mutter ...!“ wollte ich zum Kern meines Problems kommen.
„Bisher hat noch jeder gelernt, selbst sein Bett zu ‚bauen' und seinen Schrank richtig einzurichten.“
„Und wie wird man Hauptfeldwebel?“
„Ja, bei mir war das so. 1952, also drei Jahre, nachdem unsere Republik gegründet wurde, rief die FDJ zum Schutz der jungen DDR. Ich ging in Rostock zur Kasernierten Volkspolizei. 1955 nahm ich an einem Lehrgang für Hauptfeldwebel teil und bin seit dieser Zeit Hauptfeldwebel in ein und derselben Einheit!
1959 wurde ich Mitglied der SED und arbeite seit einigen Jahren in der Zentralen Parteileitung unserer Einheit mit. Als Militärschöffe bin ich ehrenamtlich am Gericht tätig.“
„Donnerwetter, dieser Hauptfeldwebel! Und was tun Sie nach dem Dienst am liebsten?“ erlaubte ich mir eine Frage.
„Lesen und Sport sind meine Hobbys. Immer fit bleiben, sage ich auch den Schülern unserer Patenklasse in Drögeheide, mit denen wir viel gemeinsam unternehmen, Geländespiele, Zeltlager, Sportnachmittage, Disko usw.“
Prima fand ich das und bekam Lust, da mal mitzumachen.
Aber ... da war doch noch was ... ah, jetzt fiel's mir wieder ein. „Die ‚Mutter der Kompanie', wo finde ich denn die, bitte schön?“
Der Fähnrich Wilde lachte. „Das bin ich doch. ‚Mutter der Kompanie' nennt man scherzhaft den Hauptfeldwebel, weil er sich eben um das Wohl seiner Kompanie kümmert!“
Hm! Hätte man mir ja auch gleich sagen können, fand ich!

Text und Foto:
Klaus Trecke

Zeichnung: Horst Schrade



Birgit Dankert

Tütes Korbine-Geburtstags-Lotto-Nachlese

Ende September vorigen Jahres war meine FRÖSI-Freundin Korbine noch zuversichtlich und guter Dinge. Sie war fröhlich, munter, ausgeruht und wartete auf die Zuschriften zu „ihrer" Lotterie. Aber das war nur die Ruhe vor dem Sturm ...

An den ersten Tagen brachte der Briefträger 20, 30, auch mal 50 ausgefüllte Lotterielose, dann wurden es 100, 500, 1 000 und 3 000. Ihr hättet sie mal sehen sollen! Korbine registrierte die Ergebnisse, schrieb Umschläge, sortierte Souvenirs, tütete ein, klebte zu und schickte weg. Nach einer Woche war aus unserer Korbine ein Korbinchen geworden, aber es kam noch schlimmer. Anstelle von einem kamen nun zwei, dann drei, schließlich vier und letztlich neun Briefträger in unsere Redaktion getippelt. Und statt der 3 000 Zuschriften brachten sie nun 10 000, dann 20 000 und immer mehr Pioniertatenscheine. Zum guten Schluß waren es ganz genau 92 438 Postkarten!

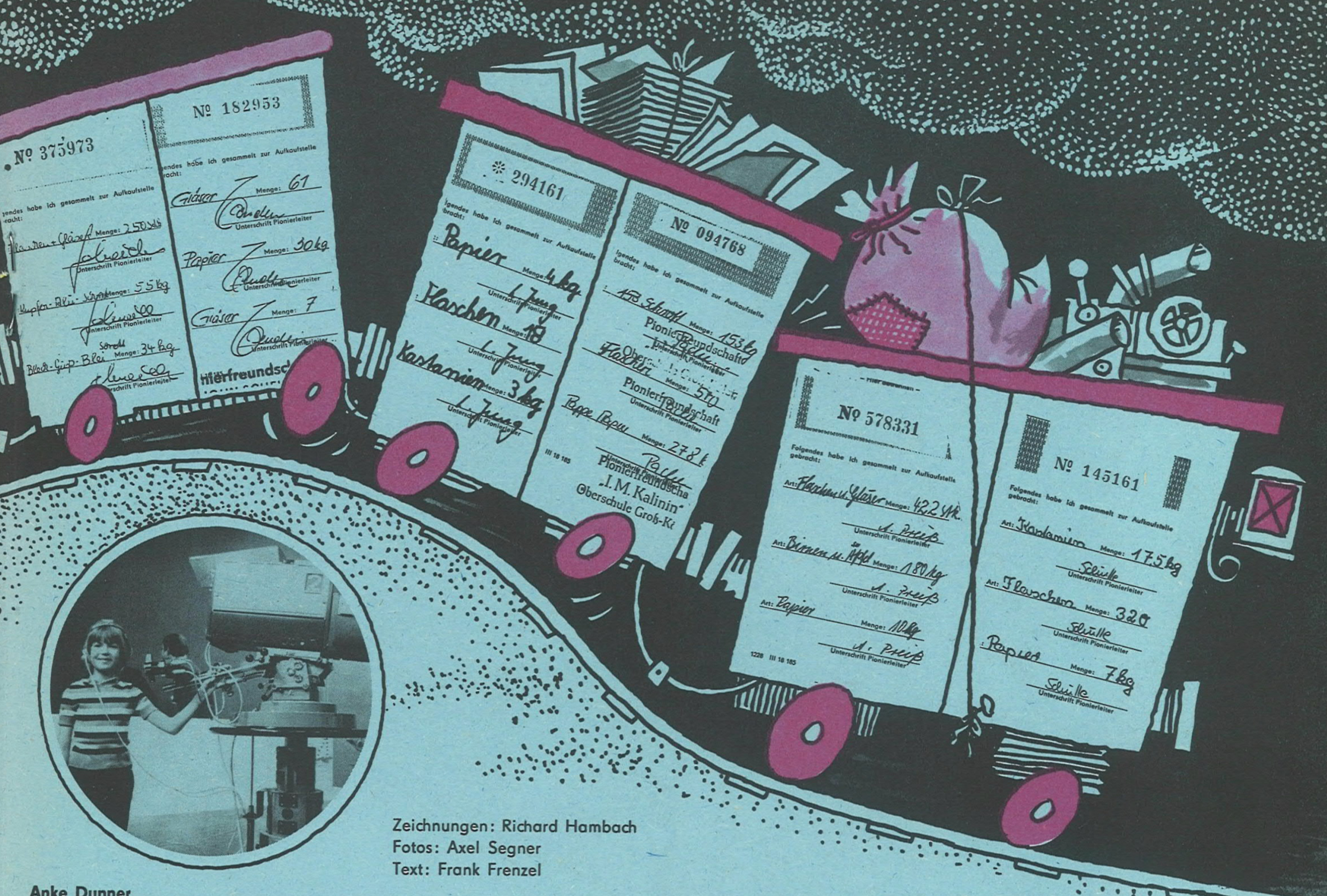
Korbine war nicht mehr zu sehen und auch nicht zu hören. An die postwendende Beantwortung der Karten war nicht zu denken. Also machten wir alle mit. Korbine rechnete die Ergebnisse zusammen, Mäxchen schrieb Umschläge und steckte Souvenirs hinein, und ich durfte zukleben. Kurz

Achtung!

An dieser Stelle wollten wir eure Antworten auf eine Frage von Birgit Lorenscheidt veröffentlichen! Erinnert euch, Birgit fragte:

„Könnte es nicht sein, daß alles, was wir sehen, fühlen, hören, riechen, Einbildung ist?"

Viele FRÖSI-Leser haben ihre Meinung auf unsere



Zeichnungen: Richard Hambach
Fotos: Axel Segner
Text: Frank Frenzel

Anke Dunner

nach Weihnachten waren wir fertig, und das im wahrsten Sinne des Wortes. Korbine mußte eine Erdbeerkur machen, Mäxchen ließ sich die Handgelenke massieren und ich kühlte meine Zunge.
Nun haben wir uns wieder erholt, und Korbine hat versprochen, in Zukunft vorsichtiger zu sein, wenn sie jedem eine postwendende Antwort zusichert. Wißt ihr eigentlich, wieviel ihr gesammelt habt? Nein? Na, dann lest mal und staunt euch die Kulleraugen aus dem Kopf:

779 461 Flaschen und Gläser, 216 143 kg Altpapier, 98 241 kg Stahlschrott und Buntmetall, 52 698 kg Alttextilien, 21 474 kg Obst und Gemüse, 3 643 kg Speisekartoffeln, 16 461 kg Eicheln und Kastanien, 4 298 kg Heilkräuter, 37 504 kg Wildfrüchte und 56 Bierdeckel. Toll, was?
Wir haben uns riesig gefreut über eure Zuschriften und wissen jetzt, daß ihr mit viel Spaß, Freude und natürlich auch Fleiß geholfen habt, den Pionierexpreß zu beladen, der im Oktober vergangenen Jahres seinen Zielbahnhof erreichte. Ein herzliches Dankeschön und: Weitermachen!
Im Februar waren zwei der vielen Hauptpreisträger zu Gast in unserer Hauptstadt, und da es sich um zwei Mädchen handelte, übernahm ich die Betreuung logischerweise höchstpersönlich. Birgit kam aus Schwerin angereist und Anke verließ Thale im Harz. Beide hatten Opa und Oma, den Vati, die Geschwister, die Freunde aus der Klasse, die Nachbarn, Onkel und Tanten und alle restlichen Verwandten und Bekannten für den 22. Februar um 14.15 Uhr an den Fernseher bestellt. Der Grund: Anke und Birgit waren Gäste der Sendung „Wie wär's" im Kinderfernsehen der DDR. Nun soll sich keiner einbilden, daß man zu solch einer Sendung kurz nach zwei erscheint, die halbe Stunde absitzt und dann wieder losziehen kann. So einfach ist das im Fernsehen nämlich auch nicht. Punkt 10.00 Uhr war Treffpunkt in Adlershof, dann konnten wir uns kurz im Studio umsehen und los gings mit den Proben. Etwas aufgeregt waren die beiden zunächst, aber nach und nach waren sie so bei der Sache, daß sie die Kameras, Mikrofone und das übrige technische Drumherum vergaßen. Und als um 14.15 Uhr die Sendung begann, waren sie ganz bei der Sache. Beide wurden den Zuschauern vorgestellt und halfen später dem Moderator bei der Zuschauerknobelei.
Nach der Sendung blieb noch etwas Zeit zum Schwatzen. Anke und Birgit erzählten mir, daß sie zum ersten Mal bei einem Preisausschreiben gewonnen haben und daß es ihre Schulfreunde nicht glauben wollten. Erst als sie die Einladung von der Redaktion zeigten, konnten sie ihre Freunde überzeugen. Beide lesen regelmäßig die FRÖSI, sammeln die Bilder des Monats und freuen sich stets auf die Minihefte. Und nach den Winterferien erzählten sie auf einem Pioniernachmittag von ihren Erlebnissen in Berlin und beim Fernsehfunk.
Sonnenklar ist, daß Anke und Birgit fleißig weiter Pioniertaten zur Stärkung der DDR vollbringen werden und auch in Zukunft Korbine helfen. Und dazu wünsche ich den beiden und euch allen viel Erfolg.

FRÖSI-Philosophen

Redaktionstische gelegt. Und es sind so viele, daß unser Professor Dr. Reinhard Mocek noch ein wenig zu tun hat, jeden Brief zu lesen und dann seine Antwort zu formulieren.
Deshalb findet ihr erst im FRÖSI-Heft des Monats August die Antwort.

„Können Fische trinken?"

Martina Schuster, 7242 Colditz



Zeichnungen: Jutta Mirtschin

LIEBE MARTINA,

wenn Du unter „trinken" die Wasseraufnahme durch den Mund verstehst – und das ist es ja auch –, trinken die Fische praktisch ununterbrochen. In jedem Aquarium kannst Du beobachten, wie sie unter Wasser ihr Maul öffnen und schließen. Aber der allergrößte Teil des eingesogenen Wassers wird durch die Kiemen wieder herausgepreßt, nachdem ihm dort der gelöste Sauerstoff entzogen wurde (das ist das Prinzip der Kiemenatmung gegenüber der Lungenatmung bei Landtieren). Fische „trinken" also hauptsächlich, um zu atmen. Ein kleiner Bruchteil des Wassers gelangt aber auch in den Magen-Darm-Kanal und (wie bei uns) über das Blut in die Nieren. Alle Tiere brauchen auch „innere Feuchtigkeit" zum Leben.

Viel überraschender ist aber, daß es Fische gibt, die im Wasser e r t r i n k e n können! Es sind meist Bewohner schlammiger, flacher, sauerstoffarmer Gewässer im heißen tropischen Asien. Ihre Kiemenatmung reicht nicht aus, deshalb haben sie im Schädel über dem Mundhöhlendach ein zusätzliches Organ, mit dem sie der Luft Sauerstoff entnehmen können, das kompliziert gebaute sogenannte „Labyrinth". Sie müssen regelmäßig an die Wasseroberfläche kommen und dort Luft schnappen, sonst „ertrinken" oder richtiger: ersticken sie. Unter den Labyrinthfischen gibt es einige bekannte und beliebte Aquarien-Zierfische wie z. B. den bunten Paradiesfisch oder Makropoden.

Dein Dr. H.-G. Petzold

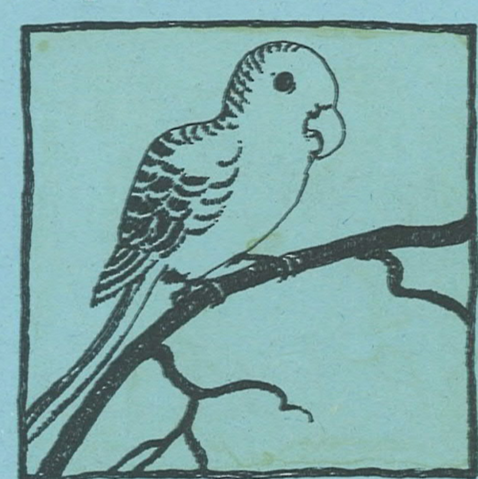
„Wann paaren sich Wellensittiche? Was muß ich vor und nach dem Schlüpfen der kleinen Wellensittiche beachten?"

Imke Brodde, 3282 Güsen

LIEBE IMKE,

aus Deiner Frage geht hervor, daß Du sicher schon einen Wellensittich pflegst (sonst hätte ich Dir – als Ratgeber vor der Anschaffung eines solchen Hausgenossen – empfohlen, Dir für 0,50 M in Briefmarken ein entsprechendes Merkblatt aus dem Tierpark Berlin schicken zu lassen).

Nun willst Du wissen, wie man Wellensittiche züchtet. Das ist aber mit ein paar Zeilen kaum zu erklären. Männchen und Weibchen sollen, ehe man sie zur Zucht ansetzt, mindestens ein Jahr alt sein. Die Sittiche sind praktisch das ganze Jahr über paarungsfreudig. Es ist aber am besten, sie nicht vor Ende Februar zur Brut anzusetzen, das heißt, ein Pärchen in einem geräumigen Käfig mit Nisthöhle zusammenzubringen. Mehr als zwei Bruten im Jahr sollte man ihnen nicht „verordnen" – schon wegen der notwendigen Sämereien zur Aufzucht, aber auch, um die Elterntiere nicht zu überanstrengen. Meist werden 4 bis 6 Eier gelegt. Die Brutzeit in der Höhle (Nistkasten) dauert 17 bis 18 Tage. Die rosaroten Jungen sind zunächst nackt und blind. Mit zehn Tagen öffnen sie die Augen, nach einem Monat verlassen sie voll befiedert den Nistkasten. Die Jungen werden zunächst nur vom Weibchen, dann auch vom Männchen mit Nahrungsbrei aus dem eigenen Magen gefüttert. Darum brauchst Du Dich also nicht zu kümmern, aber der Nistkasten sollte mehrmals vorsichtig gesäubert werden (die Jungen vertragen ein kurzes Herausnehmen). Etwa eine Woche nach dem Selbständigwerden trennt man die Jungen von den Eltern. Zur selbständigen Futteraufnahme werden sie am besten durch Hirsekolben angeregt. Neben Hirse sind Spitzsaat („Glanz") und Hafer Grundlage des Wellensittichfutters, dazu gehört unbedingt noch Grünes (Vo-



gelmiere, Löwenzahn, Hirtentäschel, Samenstände von Wegerich und Melde u. a.). Wenn Du ganz genau über Wellensittichzucht, vor allem auch die Zucht der verschiedenen Farbspielarten, Bescheid wissen willst, dann laß Dir als Belohnung für eine gute Zensur das Heft „Der Wellensittich" aus der Neuen Brehm-Bücherei (Band 244) schenken.

Dein Dr. H.-G. Petzold



Zeichnung: Otto Sperling

Papier-Tierpark

Bastelt für euch zur Unterhaltung und zur Freude jüngerer Geschwister oder eines Kindergartens einen Zoo. Das Material: weißes Papier, Buntpapier oder Zeichenkarton. Faltet das Papier und zeichnet am Bruch entlang ganze Tierfamilien und schneidet sie mit einer spitzen Schere aus. Gans und Känguruh erhalten erst die richtige Form, wenn ihr den Hals einbiegt und falzt.

Wenn ihr in den Pionierauftrag guckt, findet ihr dort unter anderen Hinweisen auch diesen: „Jedes Fach, jede Unterrichtsstunde ist wichtig. Achtet darauf, daß alle Forderungen Eurer Lehrer in guter Qualität erfüllt werden. Kämpft um Disziplin und Ordnung. Sie sind Voraussetzung für gutes Lernen."
Jeder weiß doch, was mit Disziplin gemeint ist. Und das ist nun einmal mehr, als nur die drei „i", die sich in diesem Wort befinden. Disziplin ist bewußtes Einsehen und Einordnen, ist die Anerkennung bestimmter Verhaltensnormen zum Nutzen der gemeinsamen Arbeit und des gemeinsamen Vorankommens. Darum gehören Lernen und Disziplin nun mal zusammen wie gute Geschwister.
Briefe aber zeigen uns immer wieder, daß ihr selbst mit eurer Disziplin nicht zufrieden seid. Ihr redet in der Gruppe darüber, und auch wir möchten mit euch darüber reden. Darum haben wir „Frösi"-Leser gefragt: „Was meint ihr, wer ist für Disziplin verantwortlich?"
Hier nun einige der Antworten:

●

Also, die meisten sind der Meinung, daß der Gruppenrat für die Disziplin verantwortlich ist. Der Meinung bin ich nicht. Wenn jeder auf sich selbst achtet, braucht keiner verantwortlich gemacht zu werden.
Wenn sich die meisten dann so verhalten, wie sie gerade denken, sollte der Gruppenrat ein Wort einlegen.

Gabi Rohr, Badrina

●

Ich finde, daß hauptsächlich der Lehrer und der Gruppenrat für Disziplin verantwortlich sind. Aber auch ein Schüler, der sich in der Klasse durchsetzen kann, könnte für Disziplin verantwortlich gemacht werden. Bei uns in der Klasse ist ein Schüler dafür verantwortlich, und manchmal kann er sich auch schon durchsetzen.

Ute Klemann, Göhren

●

Ich finde, darüber verfügen mehrere Personen. Die Eltern, die Klassenleiterin, der Gruppenrat.

Jana Karkowski, Göhren

●

Verantwortlich für Disziplin ist doch die Gruppe selbst. Der Gruppenrat hat dafür zu sorgen, daß die Disziplin so ist, daß ein normaler Unterricht durchgeführt werden kann. Es hängt auch ein wenig vom Durchsetzungsvermögen der Lehrer ab. Die Lehrer müssen konsequent sein.

Brita Leube, Borna

●

Der Gruppenrat ist verantwortlich, aber der schläft in meiner Klasse fast ein. Er unternimmt fast überhaupt nichts. Einige sagen zwar immer wieder, mit diesem oder jenem reden wir nicht mehr, weil er stört. Aber im nächsten Moment tun sie es doch wieder, weil der vielleicht prügelt.

Steffen Niedergesäß, Mühltroff

●

1. Jeder selbst. Mit zwölf und dreizehn Jahren müßte man eigentlich begreifen oder begriffen haben, daß man nicht für den Lehrer lernt.



Zeichnungen: Fred Westphal

2. Der Gruppenrat. Er muß zu guter Disziplin anregen und selbst Vorbild sein.
3. Die Eltern. Sie müssen den Kindern entsprechende Verhaltensweisen anerziehen.
4. Der Lehrer. Jeder Lehrer muß in seinem Unterricht für gute Disziplin sorgen.

Antje Hofmann, Löbau

●

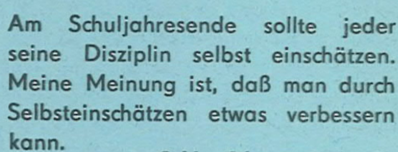
In unserer Klasse fühlt sich niemand direkt für die Disziplin verantwortlich. Manchmal sage ich etwas, aber das hilft auch nicht viel. Und ich muß eingestehen, daß ich nicht immer die disziplinbeste Schülerin bin.

Ines Wolfensteller, Klingenthal

●

Vor allem der Gruppenrat, aber auch die anderen Mitschüler. Das sollte aber nicht so sein, daß alle durch die Klasse schreien, der und der sollen leise sein. Jeder sollte auf sich achten und ordentlich auf seinem Platz stehen.

Kerstin Tippel, Pritzwalk



Am Schuljahresende sollte jeder seine Disziplin selbst einschätzen. Meine Meinung ist, daß man durch Selbsteinschätzen etwas verbessern kann.

Sabine Schreyer, Sachsgrün

●

Die Disziplin in meiner Gruppe ist gut. Hierzu muß ich sagen, daß wir viel unserer Klassenleiterin verdanken. Sie hat uns in die richtige Bahn gelenkt. Im Kollektiv halten wir alle zusammen. Cliquen, wie in anderen Klassen, gibt es bei uns nicht. Für Ordnung und Disziplin sorgen der Gruppenrat und der Ordnungsdienst.

Mayen Niewald, Blankenfelde

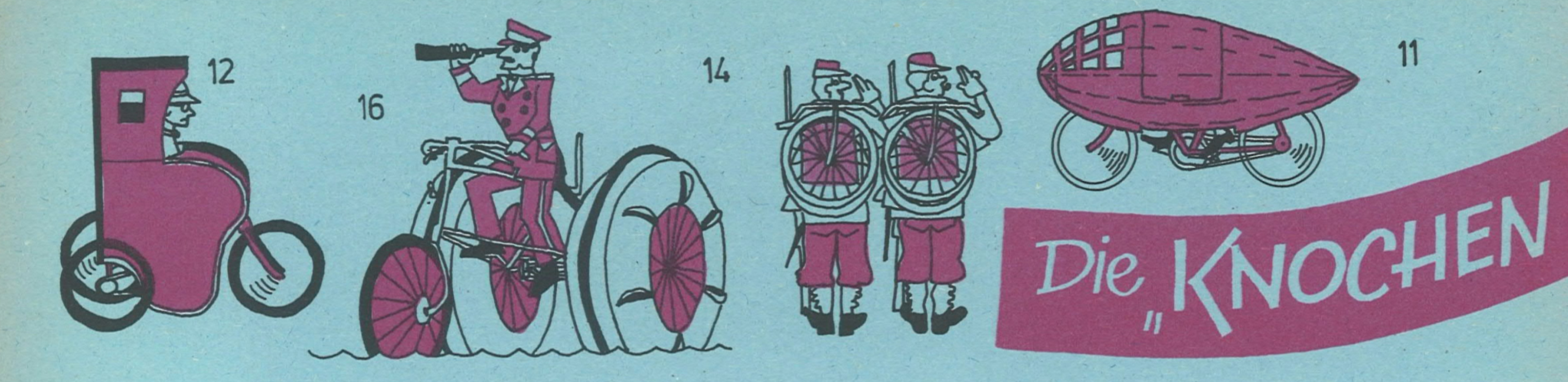
●

Alle Ordnungsschüler von der 1. bis zur 10. Klasse treffen mindestens einmal im Monat zusammen und überlegen, was sie bessern könnten. Ab und zu schreibt jede Klasse einen Bericht zu ihrer Gruppe und liest ihn dann zum Ordnungsappell vor. Wir verteilen monatlich die Prädikate „gut" bis „sehr schlecht". Die Klasse, die dreimal das Prädikat „gut" erhalten hat, bekommt als Auszeichnung eine Fahrt in ein Museum.

Katrin Winkler, Waldbardau

●

Reden und überlegen wir weiter, wer für gute Disziplin verantwortlich ist, wie man sie verbessern kann. Schreibt uns, wie ihr denkt und wie ihr es macht. Eure Redaktion



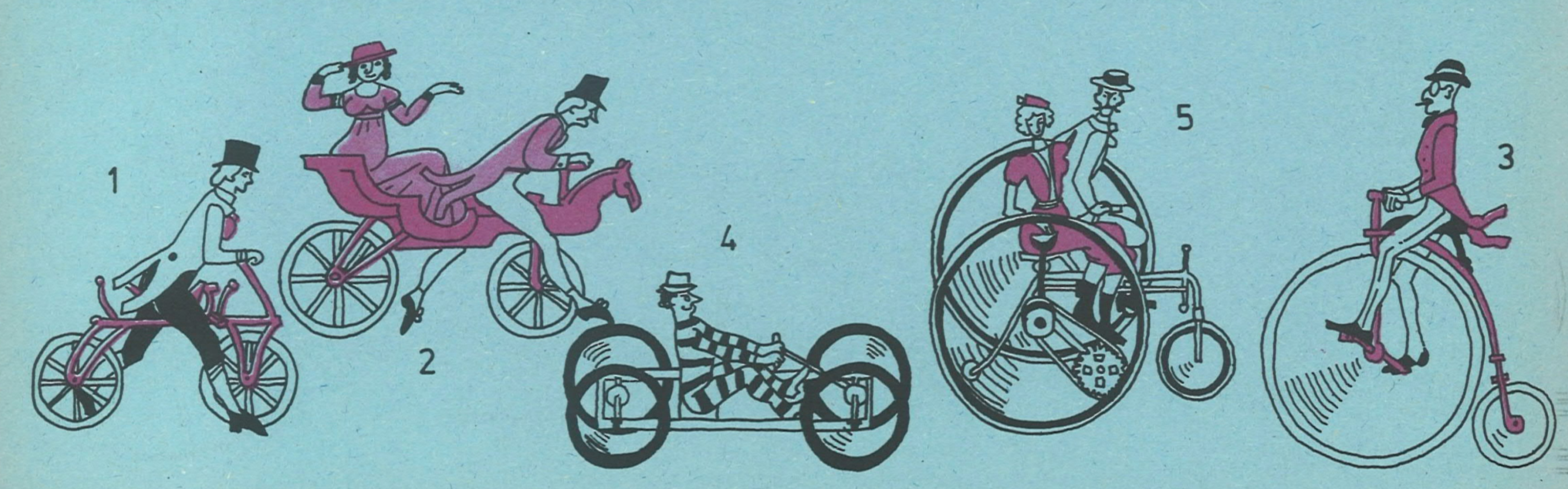
Im Jahre 1801 hat der russische Festungsarbeiter E. Artamonow ein zweirädriges, einspuriges Gefährt gebaut und erprobt. Sein ungewöhnlicher Anblick beflügelt auch heute noch die Phantasie: vorn – ein riesiges Antriebsrad mit Pedalen, oben – eine harte Sitzfläche, ähnlich einer Bank, hinten – ein winziges Stützrädchen. Wie unbegreiflich es auch scheint, aber auf solch einem sperrigen und sehr schweren Fahrrad gelangte Artamonow vom heimatlichen Ural bis nach Moskau und kehrte auch wieder zurück, wobei er einen Weg von mehr als 1 000 km zurücklegte.
Diese Erfindung, wie auch viele andere, besonders die Idee der Verwendung von Pedalen, wurde in den Archiven der zaristischen Verwaltung begraben.
So begann die Entwicklung von vorn. Im Jahre 1815 baute der deutsche Erfinder Karl Friedrich von Drais ein zweirädriges „Pferd" (1). Der Fahrer sattelte es und „galoppierte" tatsächlich, sich mit den Füßen von der Erde abstoßend, vorwärts. Manchmal mit einer Geschwindigkeit bis zu 14 km/h. Das „Laufrad" oder „Draisine" nannte das Volk treffsicher „Knochenschüttler", hatte es doch hölzerne Räder, die mit Eisen beschlagen waren, und einen harten Sattel.
Um diese Räder anziehender zu machen, gab man ihnen ein schöneres Aussehen (2). Natürlich war es für einen Menschen schwer, solch ein Gefährt zu lenken, das Gleichgewicht zu halten und mit einer entsprechenden Geschwindigkeit dahinzueilen.

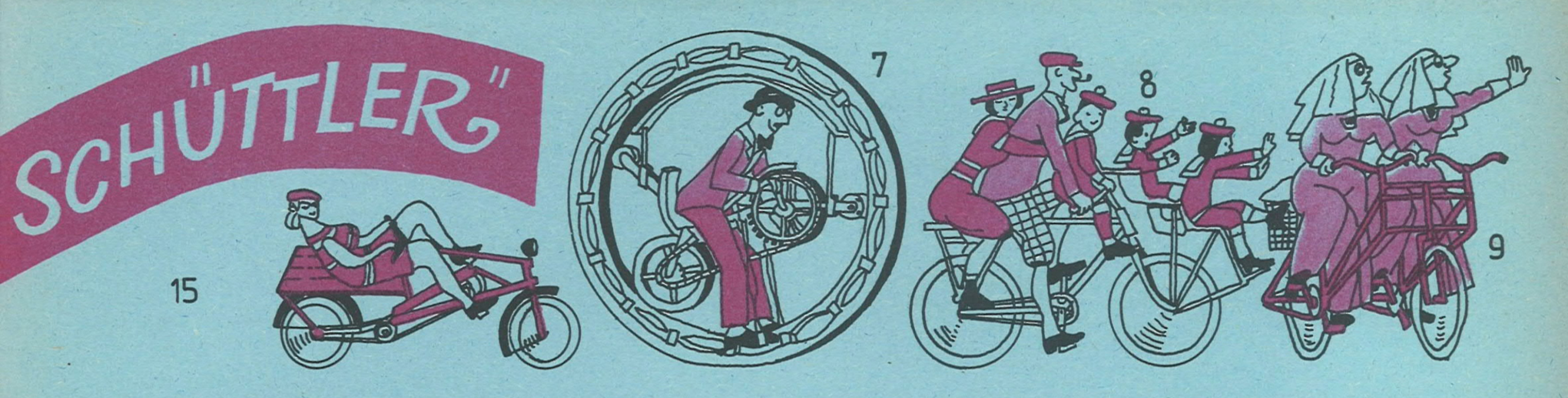
Das Veloziped

Den Anstoß zur weiteren Entwicklung des Fahrrades gaben die im Jahre 1850 von dem deutschen Mechaniker Philipp Fischer konstruierten Pedalen für den Antrieb des Rades. Fünf Jahre später montierte der Franzose Ernst Michaux solche Pedalen an das Vorderrad und nannte das modernisierte Rad selbst „Veloziped" – „schnelle Beine". Der „Neo-Knochenschüttler" von Michaux wurde 1867 auf der Weltausstellung in Paris ausgestellt. Enthusiasten der Technik griffen diese Neuigkeit auf, und originelle Konstruktionen erschienen wie Pilze nach dem Regen.
Am Ende des 19. Jahrhunderts brach ein wahrer Fahrradrausch aus. Die kapitalistischen Unternehmen witterten Profit, und ab 1885 begannen die englische Firma „Rover" und nach ihr auch andere europäische Unternehmen, Fahrräder serienmäßig herzustellen. Da auf dem Veloziped Michaux' Pedalen direkt am Rad befestigt waren, mußte man sie mit enormer Schnelligkeit drehen. Unter solchen Strapazen hielt man das Fahren nicht lange aus. Die einfachste Lösung war, den Durchmesser des Antriebsrades zu vergrößern. Und wie eine Ironie des Schicksals schloß die Entwicklung des Fahrrades den Kreis – die Fabriken begannen, Konstruktionen auf den Markt zu bringen, die dem Fahrrad von Artamonow ähnelten wie ein Tropfen Wasser dem anderen. Diese Räder, die man „Spinnen" nannte (3), erfreuten sich am Ende der achtziger Jahre einer großen Nachfrage.
Unterdessen tauchten gleichzeitig mit den „Spinnen" Konstruktionen auf, bei denen das Problem des Antriebs weitaus effektiver und findiger gelöst worden war. Der Amerikaner Albert Poupe montierte an den Rahmen eine Zahnrad-Übersetzung mit einem Scharnier, welches das Übersetzungsverhältnis von den Pedalen auf das Hinterrad vergrößerte. Sein Fahrrad der Marke „Columbia" kam ab 1878 in verschiedenen Varianten auf den Markt.
Nicht weniger Erfolg hatten Fahrräder mit Hebel-Pedal-Antrieb. Interessant ist auch die Konstruktion des englischen Dreirades im Jahre 1888. Der Fahrer saß auf einem niedrigen Sitz zwischen den hohen Hinterrädern und bewegte mit den Händen lange Stangen, die mit Hilfe von Kurbeln die Räder drehten. Seine Bewegung erinnerte sehr an die Tätigkeit eines Ruderers. Das brachte die Erfinder auf den Gedanken, bewegliche Übungsgeräte für Ruderer zu bauen (4).
Nun muß man aber noch das französische Dreirad „Valére" erwähnen (Ende des vergangenen Jahrhunderts). Der Fahrer brauchte dazu alle vier Gliedmaßen: mit den Beinen drehte er die Pedalen für die Hinterräder und mit den Armen bewegte er die Stangen für die Vorderräder. Wenn man wollte, konnten beide Antriebssysteme einzeln arbeiten.

Trizikel und Radkarren

Ein viel erfolgreicheres Antriebssystem war die Rollenkette. Der erste, der diese Idee verwirklichte, war der Deutsche Trefz. Im Jahre 1869 baute er sein Rad, das sich im Prinzip nicht von den modernen Fahrrädern unterscheidet. Das Problem der Stoßdämpfung wurde jedoch erst im Jahre 1888 gelöst, als der Engländer John Dunlop für die Räder elastische Reifen vorschlug. Interessant ist, daß Dunlop rein zufällig auf diesen Gedanken kam. Weil er seinem Sohn helfen wollte, umwikkelte er die Räder seines Fahrrades mit dem Gummischlauch, der zum Gartensprengen benutzt wurde. Als er sah, wie leicht das Fahrrad fuhr, beeilte er sich, das Patent dafür zu bekommen, und begann die Massenproduktion von Reifen für alle Typen von Transportmitteln.
Wir haben uns an das übliche Fahrrad gewöhnt, das zweirädrige mit ein bis zwei Sitzen. Bis sich jedoch diese Endvariante herausgebildet hatte, probierten die Erfinder eine große Zahl von Konstruktionen aus. Nur wenige wissen, daß die dreirädrigen Fahrräder – Trizikel – zu ihrer Zeit erfolgreich mit den zweirädrigen konkurrierten, dank ihres Grundvorzuges – der besseren Standfestigkeit. Diese Trizikel waren sowohl für eine, als auch für zwei Personen berechnet (5).
Im Jahre 1867 entwickelte der Engländer John Hobb das einrädrige Fahrrad – das Monozikel,





das ein Holzrad mit einem Durchmesser von 2 m war (6).

Es gereicht den Nachfolgern von Hobb zur Ehre, daß sie nicht erst versuchten, einen Menschen auf einen „Hochsitz" zu setzen, sondern im Gegenteil, Sitz und Antrieb soweit wie möglich herunterholten. Das Rad selbst machten sie so breit, daß die Seitenstandfestigkeit gewährleistet war. Dem entsprach das englische Monozikel, Modell 1900 (7). Betrachten wir jetzt eine andere Tendenz beim Radbau – das Anwachsen der Zahl der „Fahrplätze" (8). Die ersten dieser Räder wurden Ende des 19. Jahrhunderts in Frankreich auf den Markt gebracht. In den Jahren 1895 bis 1905 fanden Fahrräder „für Paare" Verbreitung (9). Die Fahrer, die nebeneinander saßen, drehten gemeinsam die Pedalen, die durch Kettenübersetzungen mit dem Hinterrad verbunden waren. Jeder kennt Tandems, die für zwei Fahrer konstruiert sind. Aber wenige wissen, daß zu Beginn unseres Jahrhunderts Wettfahren auf drei-, vier-, fünf- und sechssitzigen Fahrrädern durchgeführt wurden, die man Triplet, Quadruplet, Quintuplet und Sixtuplet nannte (10). Damals wurde auch ein zehnsitziges Fahrrad gebaut. Vor Jahren erinnerte sich der Däne Agner Westergaard an diese Mode und baute ein mächtiges „Fahrradmonster" für 34 Personen und mit einer Länge von 22 m. Es wog nicht mehr und nicht weniger als 1,5 t. Eine andere Idee hatten die Amerikaner: Sie sperrten den Fahrer in ein stromlinienförmiges Gestell ein, das an ein Luftschiff erinnerte (11). Der Luftwiderstand sank um zwanzig Prozent. Die Stromlinienform erfüllte außer der Hauptaufgabe noch eine zusätzliche – sie schützte den Fahrer vor den Unbilden der Witterung. Deshalb entstanden nicht wenige Varianten von „Fahrrad"-Schutzüberzügen, Schirmen, Schutzhauben und Dächern. Im Jahre 1897 stellte die englische Firma „Hamber" auf ihr Dreirad sogar einen geschlossenen Windschutzkasten und nannte ihr Produkt stolz „Fahrrad-Limousine" (12).

Den unermüdlichen Verfechtern jeder Art von Veränderung ließen auch einzelne Teile des Fahrrades keine Ruhe, z. B. den Rahmen. Im Jahre 1898 gab der Schweizer Schallan dem Rahmen eine X-Form und montierte an dem Punkt, an dem sich die Rohre kreuzten, neben der nach hinten gezogenen Lenkstange ein Führungs-„Sternchen". Der Sitz war mit der Rückenlehne über dem Hinterrad befestigt, so daß der Körper des Fahrers leicht zurückgebeugt war.

Eine bequeme Anordnung fand auch der Engländer Bartlet. Bei seinem Damenfahrrad aber ist das Hinterrad bedeutend größer als das vordere, und die Lenkstange befindet sich am Sitz. Diese beiden Konstruktionen bildeten den Anfang einer ganzen Serie leichter, halbsportlicher Radkarren, die bis heute in vielen Ländern äußerst populär sind (15).

Auf Schienen, zu Wasser und in der Luft

Die Erfinder bemühten sich auch sehr darum, wie man das Fahrrad dazu bringen könne, sich in ungewohnten Elementen zu bewegen. So benutzten die Wasseroberfläche verschiedene schwimmende Konstruktionen – Hydrozikel –, die man auch heute noch am Strand trifft.

Im Jahre 1883 z. B. überquerte der Engländer Ferry auf seinem Dreirad – oder genauer gesagt: Drei-Schwimmring-Rad – den Ärmelkanal (16).

Die Fahrräder „gewöhnten sich" auch an Eisenbahnschienen. Am Ende des vergangenen Jahrhunderts erprobte man in der russischen Armee ein Fahrrad, dessen Räder ein Spezialprofil hatten, das für das Fahren auf Schienen vorgesehen war (13).

Das „Stahlroß" erschien ähnlich wie der sagenhafte Pegasus auch am Himmel. Im Jahre 1921 gelang es dem berühmten französischen Rennfahrer Gabriel Poulen, elf Meter zu fliegen. Vierzig Jahre später bewältigte der englische Ingenieur John Wimpeny auf seinem geflügelten Aerozikel „Paffin" mehr als 900 m.

Bei dem Bemühen, das Los des Fahrers zu erleichtern, versahen die Erfinder häufig das Rad mit den ungewöhnlichsten Antrieben. Zu Beginn unseres Jahrhunderts konnte man sehen, wie bei windigem Wetter majestätisch Segel-Fahrräder durch die Straßen flogen, die die Passanten verscheuchten. Und im Jahre 1973 baute der finnische Bauer Schiir eine Konstruktion mit Luftschraube. Nachdem er eine unkomplizierte Modernisierung vorgenommen hatte, flog er – ungeachtet seines vorgerückten Alters – mit einer Geschwindigkeit von 70 km/h über die Straßen.

Zu Beginn unseres Jahrhunderts trat das Fahrrad, nachdem es die Anerkennung des Bürgertums erobert hatte, in den Dienst der Armeen Frankreichs, Italiens, Deutschlands und anderer europäischer Staaten. Damit die Konstruktion auch unter Feldbedingungen transportabel war, machte man sie zusammenklappbar und äußerst leicht. In der russischen Armee erhielten solche Räder (Gewicht 5 bis 10 kg) ihre „Feuertaufe" während der Militärxpeditionen nach Persien (1902). Diese Räder zusammenzuklappen, war äußerst einfach – in zwei gleiche Teile um vertikale Achsen. Lenkstange und Sitz konnte man abnehmen (14). Der Soldat trug auf dem Rücken zwei Räder mit einem Durchmesser von 61 cm – eine recht kompakte Last.

So begegnete man auf dem Wege der Entwicklung des Fahrrades vielen erstaunlichen Konstruktionen, die man heute nur nach alten Beschreibungen und Zeichnungen beurteilen kann. Aber jedes dieser seltsamen Räder war ein Vorläufer der Rennmaschine, mit denen in diesen Tagen die Teilnehmer der Friedensfahrt über die Straßen dreier sozialistischer Länder von Etappe zu Etappe rollen.

Übersetzung aus dem Russischen von Dagmar Regener



Zeichnungen: Sieglinde Zahl

MSURIS ABENTEUER IM MUSCHELLAND

EIN MÄRCHEN AUS AFRIKA

GÖTZ R. RICHTER

8. Der Aufstand beginnt

Es war stockdunkle Nacht. Msuri und seine Gefährten folgten Mkali, der sie führte. In einem Steinbruch wurden sie von den Kalkbrennern erwartet. Vor einer Woche hatten sie ihnen ihr Wort gegeben.

Sie wandten sich dem Buschland auf der anderen Seite des Baches zu. Von fern sahen sie nun die vielen Flackerlichter auf dem großen Lagerplatz, den sie verlassen hatten.

Auf einmal standen zwei Männer neben Mkali.

Njogu, der Elefant, schnaufte erschrocken.

Msuri nahm Njogus Rüssel unter seinen rechten Arm und strich darüber. „Freunde", flüsterte Msuri. „Gute Leute."

Die fremden Männer wichen zurück, als sie den Riesenkopf vor sich auftauchen sahen. Njogu gehorchte und ließ sich weiterführen.

Die fremden Männer waren die Posten am Eingang zum Steinbruch, der nur einen Durchmesser von fünfzig bis sechzig Schritten hatte. Die steilen, felsigen Wände hielten die Dunkelheit der Nacht wie eine schwarze Flut auf dem Grunde, und doch wurde spürbar, daß viele Menschen hier versammelt sein mußten. Ein dunkles Summen unterdrückter Stimmen füllte die Schlucht.

Msuri zögerte. Er spürte Cheges Atem auf seinen Schultern. Chege schob ihn. Msuri folgte den Schritten Mkalis.

Das Raunen wurde leiser und verstummte schließlich. Mkali blieb stehen. „Wir sind am Ort", sagte er leise.

Ein Mann trat zu ihnen. Er streckte seine Hand Msuri hin, dann suchte er Cheges. „Tunta bin ich, der von den Kalkbrennern, wißt ihr noch?"

„Wie sollten wir dich vergessen", sagte Msuri. „Obwohl in den Tagen seitdem so viel geschehen ist, daß ich denken könnte, wir hätten uns nicht vor einer knappen Woche, sondern vor einem halben Jahr gesehen."

Tunta sagte: „Wartet hier, ich hole Kirongosi. Er ist unser Führer."

Das Himmelsstück über dem Steinbruch hellte auf. Der Mond stieg in den Himmel; sein fahles Licht schimmerte über dünnen Wolken.

Kirongosi war ein mittelgroßer, fast zierlicher Mann. Er ging die Reihe der Gefährten ab und gab jedem die Hand. Die Hand war schmal wie die eines Mädchens.

„Kommt näher zu mir! Ich muß leise sprechen." Kirongosi wartete, bis Msuri und die Gefährten in einem engen Halbkreis vor ihm saßen. „Ihr seid erst ein paar Tage in diesem Land. Wir unser Leben lang. Was ihr heute auf den Straßen und Plätzen der Stadt gesehen habt, ist nicht das Gesicht unseres Volkes. Es ist Maskentag. Viele von unseren Leuten waren heute nicht auf den Straßen. Das Jahresfest ist für sie eine Zeit, Atem zu holen. In diesen Tagen gehen die Blankeisernen und Schwarzkittel in ihren Stiefeln leiser als sonst."

„Wir warten schon lange auf unsere Zeit. Wir waren still, aber wir waren nicht untätig. Seit zwei Jahren sammeln wir in den Bergen Männer. Sie alle haben nichts zu verlieren, außer ihrem Gewissen, das sie sich bis jetzt bewahrt haben. Wie schwer das in diesem Land ist, könnt ihr noch nicht verstehen. Als ich geboren wurde, war die Herrschaft der Antilope ein Jahr alt. Mit ihr war die Lüge ins Land gekommen, man begegnet ihr seitdem überall."

„Aber die Lüge tritt auf im Gewand der Wahrheit. Wir danken euch, daß ihr gekommen seid. Ihr bringt eine Erfahrung, die uns beistehen wird, nämlich, die Bestien sind besiegbar. Und einen Gedanken, der wie ein helles Licht ist: Es muß ein Muttertier der Bestien sein, das sie immer aufs neue hervorbringt."

„Auf dieser Seite des Krokodilflusses sieht man keine Bestien, wir spüren nur manchmal ihren Atem. Dann, wenn der Wind vom Paradieswald herüberweht. Dort muß das Muttertier seine Höhle haben."

Kirongosi sprach von der langen und schwieri-

gen Vorbereitung für den Aufstand. Es gäbe seit vielen Monaten im ganzen Lande geheime Gruppen, die auch miteinander in Verbindung stünden. Aber sie hätten kaum Donnerrohre, meist nur Speere und Keulen, Buschmesser und Kurzschwerter. Waffen für den Kampf Mann gegen Mann. Sie nannten sich die Verschworenen. Ihre Hauptverbündeten seien die jungen Leute.

Darüber staunte Msuri. Er erinnerte sich an die Schreier in der Arena und auf dem Spielplatz heute, an die Zottler, an die Dawakauer, an die Wespe. Doch er sah auch in Gedanken das Reihermädchen und Cholo, den Mann, der aus dem Baum gesprungen war.

Kirongosi sagte: „Die meisten der jungen Leute haben noch ihr Gewissen. Es ist für uns fast wie ein Wunder, daß sie in dieser üblen Welt immer und immer wieder doch das Gute wollen."

„Eine sehr große Gefahr für uns ist die Züchtung der Willenlosen. Ihr habt sie schon gesehen. Die Königin hat in ihrem Garten berühmte Medizinmänner versammelt. Auch aus fremden Ländern sind welche ins Land gekommen. Man flüstert, sie bauten an einer zweiten, an einer zerstörenden Sonne, die mit ihrem Licht Pflanzen und Tiere und Menschen verbrennen und das Wasser eines Sees zum Kochen bringen könne. Eine Sonne, die imstande sei, die Nebel in den Bergen zu trocknen. Es heißt aber auch, sie wollten diese schreckliche Sonne zerstückeln und die Sonnensplitter wie gewaltige Brandpfeiler aus großen Donnerrohren über das Gebirge schießen. Den Geschossen sollen die Heerhaufen der Willenlosen folgen, die keinen Schmerz verspüren, kein Gefühl kennen; die alles tun, was ihnen eingegeben wird, die genügsam sind, nur Essen und Trinken verlangen, die nichts von Freude wissen, nichts von Trauer, die nur so aussehen wie Menschen, aber nichts Menschliches in sich haben."

„Wenn ihnen das gelingt, dann ist die Zeit für unseren Kampf vorbei. Jetzt haben sie nur wenige Willenlose in den Kampftrupps. Aber die Zeit ist schnell. Wir dürfen nicht mehr warten. Unsere Stunde liegt davor."

„Heute Nacht stürmt ein Trupp der Verschworenen die Gefängnisse, ihnen folgen weitere Kampftruppen über den Fluß. Andere bleiben hier auf dieser Seite, verbreiten die Nachricht vom bevorstehenden Ende der Antilope, von der großen Veränderung, von der Strafe für die Verbrechen. Sie müssen rütteln an den Türen der Menschen, überall, wo noch Gewissen wohnt."

Nach und nach versammelten sich die Sprecher aller Trupps bei ihrem Führer Kirongosi. Er beriet mit ihnen den Ablauf des großen Plans und ihrer Aufgaben.

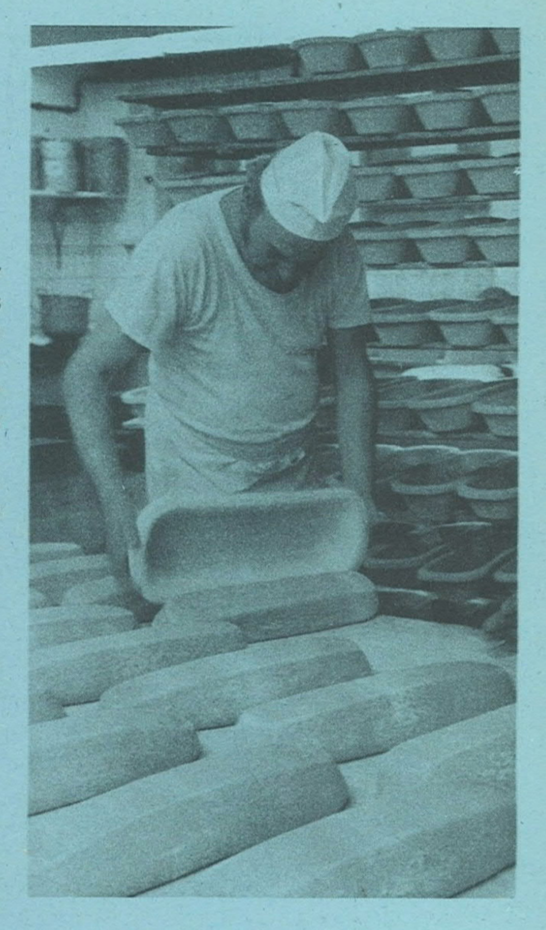
„Das ganze Land muß in Bewegung geraten. Das ganze Land muß vom Aufstand erfaßt werden. Wir beginnen den Kampf von den Bergen aus. Die Waffen, die uns fehlen, müssen wir uns holen. Bei den Büffelledermännern, den Blankeisernen. Keiner gibt uns welche."

Kirongosi verabschiedete auch Msuri und seine Gefährten und beauftragte Mkali, sich mit einem Trupp ausgesuchter Männer anzuschließen.

Zeichnung: Karl Fischer

Brot in Scheiben

Das Brot braucht das Mehl und der Bäcker den Müller, sonst könnten wir es nicht in uns hineinfuttern. Drei bis vier Scheiben täglich sollen unseren Magen erreichen. Den Aufstrich führt aber jeder im Munde, wenn er erzählt, wovon er satt geworden ist. Das Brot wird einfach unterschlagen. Wie ungerecht! Dabei gehen von ihm ungeahnte Kräfte aus: Kalorien, Kohlehydrate, Eiweiß, Vitamine. Das steckt in jedem Bissen und manche Torte, manche Kuchenhälfte könnte sich eine gehörige Scheibe an optimaler Nahrung ungesehen abschneiden. Setzte man in alten Zeiten Sünder auf „trocken Brot", um sie gehörig abzustrafen, so tat man ihnen bestimmt nicht sehr weh.



Wer lebt denn schon vom Brot allein . . .

. . . jeder hat auch Brötchen oder Hörnchen im Hause und zieht nicht selten diese knusprigen „Gebäcke" Pumpernickel oder Vollkornbrot vor, weil sie eben frischer schmecken. Beim Geruch ofenwarmer Semmeln steigt der Verdacht in die Nase, daß aus sattsamer Bequemlichkeit das Brot links liegen bleibt. Dabei kann man es genauso frisch kaufen, ohne ihm gleich den Ruf „altbacken" anzuhängen. Damit kann man sich wunderbar entschuldigen. Gesünder ist auf jeden Fall ein Brot aus Vollkorn, ob aus Weizenkeimen oder Leinsamen. Von seiner langen Haltbarkeit kann man sich getrost mehrere Scheiben abschneiden. Scheibenbrot hat seine Eignung schon auf dem Pamir unter Beweis gestellt. Dort wurde es von unseren Bergsteigern verzehrt, die sich einen Wind um die Nase wehen ließen, von dem so mancher Müller neidisch träumte, obwohl er auch oft genug hoch hinaus gewandert ist.

Fotos: ADN/ZB



Es klappert die Mühle . . .

Stand seit alters her der Bäcker schon immer in dem Ruf, einer höchst ehrenwerten Tätigkeit nachzugehen, so fehlte er dem Müller. Wie anders sollte man sonst das Lied verstehen, das den Müller eher zu einem Wanderburschen macht und ihn damit in Verruf bringt, sein Handwerk nicht richtig auszuüben. Auch wenn die Mühlen heute kaum noch etwas mit denen zu tun haben, die an rauschenden Bächen klapperten, so sorgen sie überhaupt dafür, daß Brot gebacken werden kann. Durch die Mahlstühle, die mit ihren Metallwalzen den Mühlstein vor 100 Jahren ablösten, laufen täglich Tonnen von Roggen und Weizen, und das Getreidekorn wird durch Siebe so oft hin- und hergeschüttelt, bis der Mehlkern restlos von der Schale getrennt ist. Das Endprodukt Mehl endet schließlich in Mischbehältern und Absackmaschinen oder speziell in besonderen Tankwagen, die dem Schleppen der Säcke von 75 kg ein für alle Mal Einhalt gebieten. Tests über die Qualität des Mehls macht nicht mehr der Müller vor dem Zeugen, dem Ort, wo die Mahlstühle stehen, sondern seine Kollegen in den modernen Labors. Geblieben ist seine gute Nase. Die weiß, woher der Wind weht.

Ralf Kegel

DIE ZAHL 125 STIMMT

WIE SCHREIBT MAN WAS? ● WIE SCHREIBT MAN WAS? ●

1 Pilatelie
2 Philatelie
3 Viellatelie (Briefmarkenkunde)

7 Terretorium
8 Teretorium
9 Territorium

4 Bourgoisie
5 Beourgeoisie
6 Bourgeoisie

1 Alligator
2 Aligator
3 Alegator

3 Alluminium
5 Aluminium
7 Allumminium

4 Sauerstofffflasche
5 Sauerstoffflasche
6 Sauerstofflasche

5 Rododendron
6 Rodedendron
7 Rhododendron (Zierpflanze)

6 Postilion
7 Postillion
8 Postilon

1 Minnimum
2 Minimum
3 Minimumm (Das Geringste)

2 Amonniak
3 Ammoniak
4 Amoniack

1 Memoiren
2 Memmoiren
3 Memoarien (Lebenserinnerungen)

3 Waluta
4 Valluta
5 Valuta (Wert einer Währung)

7 Akkademie
8 Akkamie
9 Akademie

7 Meleoration
8 Meloriasation
9 Melioration (Bodenverbesserung)

1 Drommedar
2 Drometar
3 Dromedar

4 Akkummulation
5 Akummulation
6 Akkumulation (Anhäufung)

3 Korrespondend
4 Korrespondent
5 Korespontent (Berichterstatter)

3 Koralle
5 Korralle
7 Korrale

4 Kilimandscharo
5 Killimandscharow
6 Killemantscharo (Höchster Berg Afrikas)

1 Kommunikation
2 Komunikation
3 Kommonukation (Verbindung, Mitteilung)

7 Voxterrier
8 Foxterier
9 Foxterrier (Hunderasse)

4 Python
5 Pyton
6 Pytonn (Riesenschlange)

1 Appetit
2 Apetit
3 Appetitt

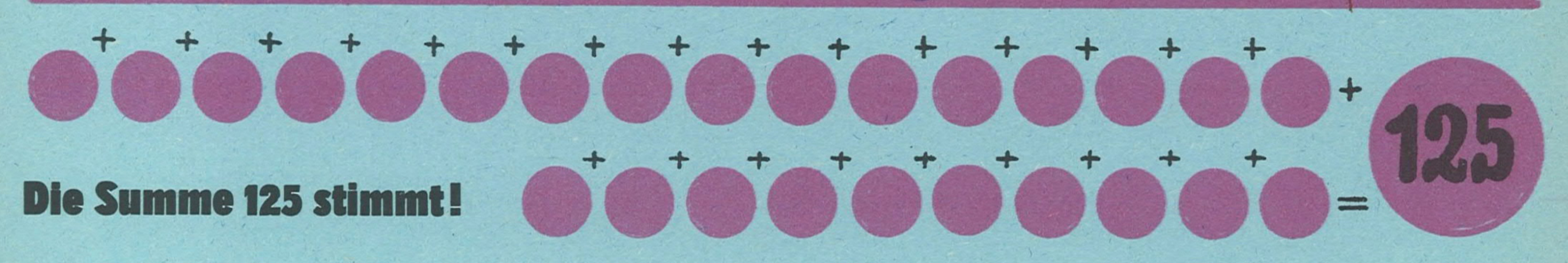
5 Reschie
6 Regie
7 Rechi (Spielleitung)

4 Hühnerfrikasse
5 Hühnerfrühkasse
6 Hühnerfrikassee (Fleischgericht)

6 Bummerang
7 Bumerang
8 Bummerong (Wurfholz)

Seht euch diesen „Wortsalat" genau an. Wenn ihr ihn gut verdaut habt, entscheidet euch bei jedem Begriff für die einzige, richtige Schreibweise. Schreibt die Zahl, die links neben dem betreffenden Wort steht, unten in die roten Kreise. Habt ihr alle Worte herausgefunden, addiert alle 26 Zahlen miteinander. Die Summe muß „125" ergeben.

Zeichnungen: Otto Sperling



Die Summe 125 stimmt!

„SERGEJ“ (Letzte Folge)

Waffenbrüder

JÜRGEN POLZIN
Zeichnungen: Günter Hain



1. Herbst 1956.
Fritz steht vor dem Tor der Ernst-Thälmann-Kaserne. Er übergibt dem Wachhabenden seinen Marschbefehl. Seine Gedanken gehen zurück: Nach der Schule hat er Traktorist gelernt und danach in der LPG gearbeitet. Als die Nationale Volksarmee gegründet wurde, hat er sich freiwillig gemeldet. Er wurde als Panzerfahrer ausgebildet und soll jetzt hier Dienst tun.
„In Ordnung!“ sagt der Wachhabende. „Melden Sie sich beim Kommandeur!“

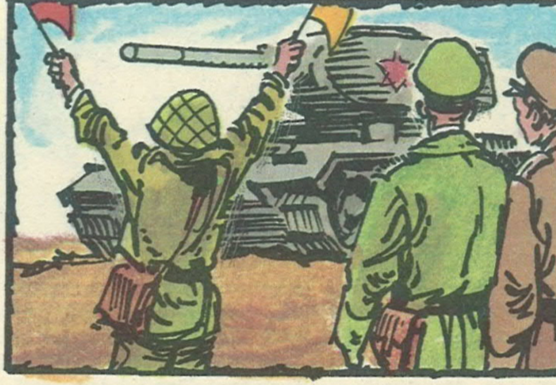


2. „Sie kommen zur rechten Zeit, Genosse Unteroffizier!“ sagt der Kommandeur. „Der Fahrer unserer besten Panzerbesatzung ist durch Krankheit ausgefallen. Gute Panzerfahrer sind bei uns noch dünn gesät. Und übermorgen haben wir einen Leistungsvergleich mit der sowjetischen Nachbareinheit.“

3. „Das ist unser neuer Fahrer“, sagt der Panzerkommandant, „macht euch bekannt!“ Fritz gibt den Genossen einen kurzen Bericht über seine bisherige militärische Ausbildung. „Hört sich ganz gut an“, meint der Richtschütze, „aber ob du Heiner ersetzen kannst? Der war einsame Spitze!“
„Werde mein Bestes tun“, kann Fritz gerade noch antworten, dann befiehlt der Panzerkommandant: „Pause beenden! Wir gehen noch einmal alle Übungselemente durch! Viel Zeit bleibt uns nicht mehr!“



4. Endlich ist der Tag herangekommen, auf den sich die Panzerbesatzungen lange und sorgfältig vorbereitet haben. Gemeinsam mit ihren Genossen von der sowjetischen Nachbareinheit haben sie im Übungsgelände Aufstellung genommen. Die Kommandeure verlesen den Gefechtsauftrag. Dann heißt es „An die Panzer!“



5. Der Leistungsvergleich beginnt.
Die ersten beiden Panzer rollen zur Startlinie vor. Kraftvoll vibrieren die starken Motoren. Der Schiedsrichter senkt die Flagge: „Start!“ Dröhnend und staubaufwirbelnd brausen die beiden Stahlkolosse vorwärts. Die Stoppuhren ticken. Wer wird das Rennen machen?



6. Fritz hat Herzklopfen. Gleich ist es soweit. Sein Panzer wird als letzter starten. Damit trägt er als Panzerfahrer eine hohe Verantwortung. Er muß den von seinen Genossen erkämpften Vorsprung halten oder einen eventuellen Zeitverlust auf jeden Fall aufholen.
„Achtung!“ unterbricht der Panzerkommandant seine Gedanken, „Kommandeurswagen von rechts!“



7. „Die Lage ist folgende“, sagt der Kommandeur: „Wir liegen fast gleichauf mit den sowjetischen Waffenbrüdern. Den Ausgang des Leistungsvergleichs entscheiden Sie, Genossen! Sie müssen die Übungsstrecke mit hohem Tempo durchfahren und alle Hindernisse einwandfrei nehmen! Ich vertraue auf das Können des Panzerkommandanten und des Panzerfahrers!“



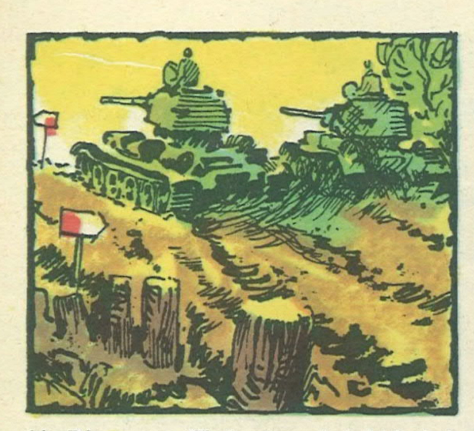
8. „Hast du das gehört?“ klopft der Panzerkommandant seinem Fahrer auf die Schulter. „Der Kommandeur rechnet mit uns. Wir dürfen ihn nicht enttäuschen!“
Über Sprechfunk kommt der Befehl: „Aufsitzen!“ Blitzschnell klettert die Besatzung in ihren Panzer und schließt die Luken.



9. Fritz konzentriert sich ganz auf die oft geübten Handgriffe: Hauptschalter einschalten, Bord- und Funksprechgerät anschließen. Ein kurzer Blick – alles klar. „Panzerfahrer gefechtsbereit!“ meldet er dem Kommandanten. „Motor anlassen!“ befiehlt der.



10. „3, 2, 1, 0 – Start!“ tönt es aus dem Funksprechgerät. Fritz gibt Gas. Der Panzer schießt vorwärts. Aufmerksam beobachtet Fritz die Übungsstrecke. Sein Blickfeld ist eingeengt. Der Panzerkommandant gibt ihm notwendige Informationen.



11. Die ersten Hindernisse sind fehlerfrei überwunden. ‚Wie liegen wir?" fragt Fritz seinen Kommandanten über Bordfunk. „Noch gleichauf!" antwortet er. „Der sowjetische Panzerfahrer ist auch Klasse!" – Auch Klasse, hat er gesagt, freut sich Fritz. „Achtung! 200 m voraus der Panzergraben! Jetzt wird's ernst!" ruft der Panzerkommandant und schließt das Turmluk.



12. Der Panzergraben ist das schwierigste Hindernis. Behutsam läßt Fritz den Stahlkoloß heranrollen und abkippen, dann gibt er vorsichtig Gas. Langsam richtet sich der Panzer auf. Da, die linke Kette rutscht auf der glitschigen Grabensohle! „Nerven behalten, nicht durchdrehen!" tönt die Stimme des Panzerkommandanten beruhigend im Kopfhörer.



13. Unbeherrschtes Gasgeben würde die Lage nur verschlimmern, weiß Fritz aus Erfahrung. Er tritt die Kupplung, atmet tief durch und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Langsam kuppelt er wieder ein und gibt gefühlvoll Gas. Im Schneckentempo wälzt sich der Panzer vorwärts. Dann knirscht wieder Kies unter den Ketten. Geschafft!



14. Beim abschließenden Feldappell wird das Übungsergebnis verkündet: Es gibt keinen Sieger. Die Panzerbesatzungen der Sowjetarmee und der NVA waren gleich gut. Das stimmt alle froh. Die Besten werden mit einem Ehrenwimpel ausgezeichnet. Fritz und sein Kommandant gehören dazu.



15. Dann sitzen die Waffenbrüder bei einem kräftigen Schlag Löffelerbsen aus der Feldküche beisammen. Es gibt viel zu erzählen: vom Leistungsvergleich, vom Soldatenleben, von Daheim. Wo die Schulkenntnisse nicht ausreichen, hilft die Zeichensprache weiter.

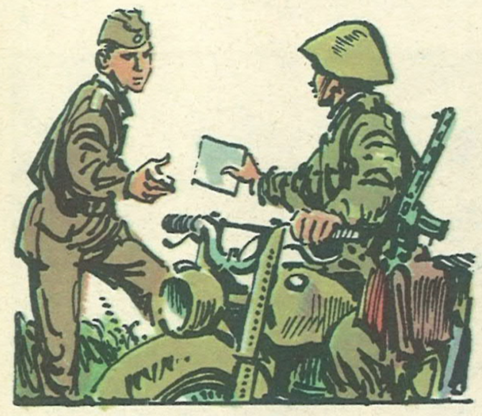
16. Fritz gefällt der lustige sowjetische Panzerfahrer, der mit ihm gemeinsam die Übungsstrecke durchfahren hat. Plötzlich horcht er auf. „Moment mal! – Iwan heißt du? Und dein Vater ist Kommandeur bei den Panzern?" Erwartungsvoll zieht er den glänzenden Messingstern aus der Tasche. „Kennst du den?" „Da", nickt Iwan freudig überrascht. „Verstehn, du Fritz!" Er kramt in der Hosentasche. „Bitte, deine Angel. Chabe ich in DDR mitgenommen, vielleicht wir uns treffen!" Sie umarmen sich lachend, doch in ihren Augen glitzert es feucht.



17. Ein heißer Sommertag im August 1961. Fritz dient schon das fünfte Jahr in seinem Panzerbataillon. Inzwischen ist er Leutnant und Zugführer. Drei moderne Panzer T 54 unterstehen seinem Befehl. In einer Übungspause spricht der Politstellvertreter des Bataillons zu den Panzersoldaten.



18. Der Politstellvertreter beschönigt nichts. Der Frieden ist in Gefahr. Die in der BRD regierende CDU ruft offen zur Aggression gegen die DDR auf. Von Westberlin aus werden täglich Agenten eingeschleust. Sie verüben Terrorakte und beunruhigen die Bevölkerung.
„Die Bundeswehr will mit klingendem Spiel durch das Brandenburger Tor in unsere Hauptstadt einmarschieren", erläutert der Politstellvertreter.



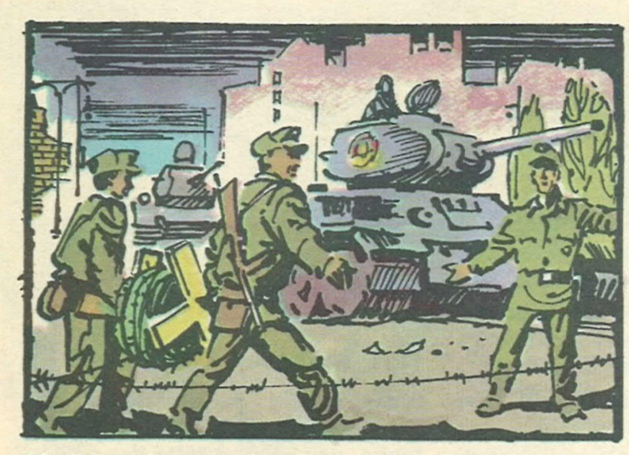
19. Fritz hält es nicht länger auf seinem Platz. Er springt auf und ruft: „Genossen Panzersoldaten! Die Imperialisten spielen mit dem Feuer. Sie überschätzen wieder einmal ihre Macht. Unsere Antwort: Erhöhung der Gefechtsbereitschaft! Dem Feind keine Chance!"
Ein Kradmelder kommt angebraust: „In fünf Minuten Besprechung im Stab!"



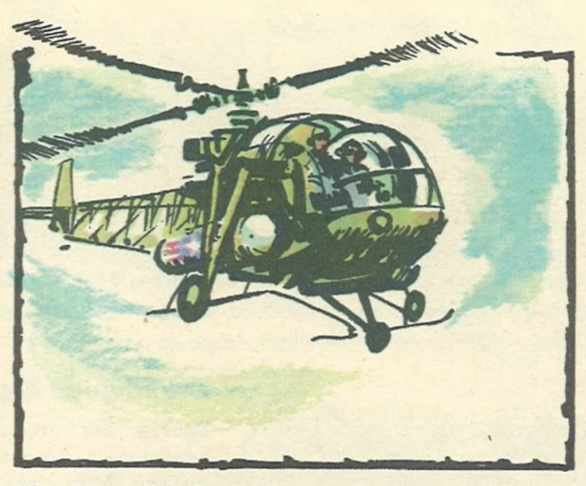
20. „Genossen", wendet sich der Bataillonskommandeur an die im Stab versammelten Offiziere. „Die NATO hat ihre in Westeuropa stationierten Militärverbände in Alarmbereitschaft versetzt. Damit vergrößert sich die Gefahr eines Angriffs auf die DDR." Der Bataillonskommandeur geht zum Kartentisch. „Wir müssen die militärische Wachsamkeit verstärken! Unser Bataillon verläßt die Kaserne und begibt sich in diesem Raum in ein Feldlager. Abmarsch 21 Uhr!"

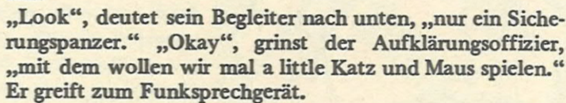


21. Stunde um Stunde ist das Panzerbataillon durch die Nacht gerollt. Gegen Morgen heißt es: „Halt, Befehlsausgabe!" Fritz sammelt seine Panzersoldaten um ein Biwakfeuer. Er verliest den Befehl. „Um die Kriegsgefahr abzuwenden übernehmen am heutigen 13. August 1961 Einheiten der NVA und der Kampfgruppen gemeinsam mit den in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräften den Schutz der Staatsgrenze der DDR zu Westberlin."
Fritz blickt in die Gesichter seiner jungen Soldaten. „Wir werden den uns übertragenen Auftrag in Ehren erfüllen, Genossen!"



22. Fritz sichert mit seinen Panzern einen Grenzabschnitt, an dem Kämpfer der Kampfgruppen einen Sperrzaun errichten sollen. Fritz mußte seine Panzer weit voneinander entfernt postieren, denn der Grenzabschnitt zieht sich lang hin. Über Funk halten sie Verbindung. Bald wird Verstärkung eintreffen. Am Himmel erdröhnt Motorengeräusch. Fritz schaut nach oben. Ein Hubschrauber mit dem Kennzeichen US-Army patrouilliert über dem Grenzbereich.

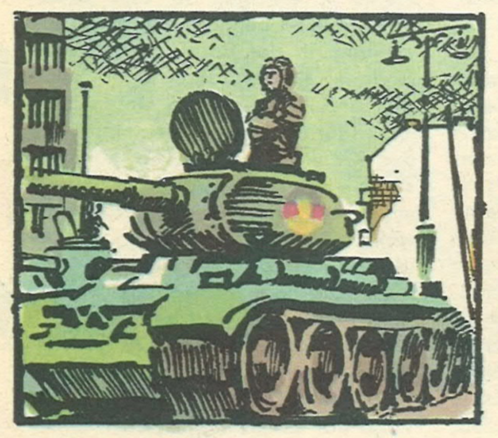




23. „Damned!" flucht der amerikanische Aufklärungsoffizier. „Alles abgeriegelt! Als unsere Boys von der Abwehr Wind davon kriegten, war die Aktion schon gelaufen!"
„Look", deutet sein Begleiter nach unten, „nur ein Sicherungspanzer." „Okay", grinst der Aufklärungsoffizier, „mit dem wollen wir mal a little Katz und Maus spielen." Er greift zum Funksprechgerät.



24. Von fern klirren Ketten. Fritz nimmt das Fernglas an die Augen. Eins, zwei, drei amerikanische Panzer rollen auf den Grenzabschnitt zu. Per Sprechfunk informiert Fritz den Stab. „Verstanden", tönt es zurück, „Grenzabschnitt sichern, aber nicht provozieren lassen!" Rasselnd kommen die amerikanischen Panzer näher und näher.



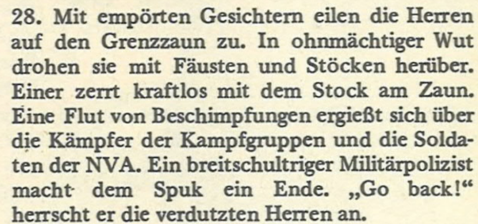
25. Noch zehn Meter, noch fünf ... Kurz vor der Grenzmarkierung bleiben die amerikanischen Panzer stehen. Fritz sieht, wie sie ihre Kanonen auf ihn einrichten. „Bange machen gilt nicht!" sagt er leise zu sich selbst und bleibt gelassen im offenen Turmluk stehen. Minuten vergehen. Dann lassen die Amerikaner die Panzermotoren an. Im Zeitlupentempo schieben sie sich zur Grenzmarkierung vor.



26. Die Situation wird kritisch. Da preschen von hinten aus einer Seitenstraße zwei weitere T 54 heran. Die Genossen der sowjetischen Nachbareinheit, stellt Fritz schnell fest und atmet erleichtert auf. Aus dem Turmluk des rechten Panzers winkt Iwan zu Fritz herüber. Die amerikanischen Panzer stoppen, drehen auf der Stelle und verschwinden.



27. Es bleibt nicht lange ruhig. Lautlos fährt ein chromglänzender Mercedes vor. Einige gutgekleidete Herren entsteigen ihm. „Oh, die Herren Frontstadtpolitiker sind auch endlich aufgewacht!" denkt Fritz.



28. Mit empörten Gesichtern eilen die Herren auf den Grenzzaun zu. In ohnmächtiger Wut drohen sie mit Fäusten und Stöcken herüber. Einer zerrt kraftlos mit dem Stock am Zaun. Eine Flut von Beschimpfungen ergießt sich über die Kämpfer der Kampfgruppen und die Soldaten der NVA. Ein breitschultriger Militärpolizist macht dem Spuk ein Ende. „Go back!" herrscht er die verdutzten Herren an.



29. Dann kommt lieber Besuch. „Das habt ihr gut gemacht!" sagen die Berliner und verteilen Blumen, Kaffee und Kuchen. Eine alte Frau tritt zu Fritz und Iwan. „Zweimal haben die deutschen Kapitalisten einen Krieg angezettelt", sagt sie, „wir kleinen Leute mußten es bitter bezahlen. Heute habt ihr ihnen die Kriegsfackel aus der Hand geschlagen. Habt Dank dafür!"



30. So aufregend wie der Tag begonnen hat, endet er. Stabsoffiziere der NVA und der Sowjetarmee inspizieren die grenzsichernden Truppen. Gemeinsam erstatten Fritz und Iwan Meldung.

31. Dann kommt eine große Überraschung. Ein sowjetischer Oberst vom Stab tritt auf Fritz und Iwan zu. „Maladzy! Prachtkerle!" Das ist doch Sergej, Iwans Vater! durchfährt Fritz ein freudiger Schreck.



32. Sergej, Iwan und Fritz sitzen noch lange zusammen an diesem hellen Sommerabend. Die Gedanken gehen zurück zum Mai 1945, da ihre Freundschaft begann.
„Damals hast du dein Leben eingesetzt, damit endlich Frieden wird", sagt Fritz zu Sergej, „und heute schützen wir gemeinsam den Frieden." „Und es ist heute wie damals", setzt der sowjetische Oberst den Gedanken fort, „vereint sind wir unbesiegbar!" – „Das ist das richtige Motto für meine Reportage!" ruft der NVA-Bildreporter begeistert, „bitte, recht freundlich!"

Freundschaft zum Sowjetvolk – unser Dank!

im „Tagebuch der Begegnungen" geblättert!

Das Tagebuch der Begegnungen ist bis zur letzten Seite gefüllt. Tausende Arbeiten, die von der Freundschaft zur Sowjetunion künden, gingen bei uns ein. Allen Tagebuchaufzeichnern ein dickes FRÖSI-Dankeschön. Aus den ersten bei FRÖSI eingegangenen Tagebuchseiten hier einige Auszüge.

Zeichnungen: Hans Betcke

Rot sind unsere Halstücher

Am 5. Oktober 1976 wurde ich Thälmannpionier. Unsere Klasse fuhr aus diesem Grunde nach Berlin-Treptow. Dort war alles feierlich. Wir bekamen unsere Halstücher, sangen Arbeiterlieder und legten einen Kranz und Blumen nieder. So wurde ich nun Thälmannpionier unter der Fahne der Arbeiterklasse.

Katrin Thale, 12 Frankfurt

Schiffe am Kai

Ich schreibe mich mit Leninpionieren, einem Mädchen und einem Jungen. Von ihm lege ich einen Brief bei. Durch beide Briefpartner lerne ich die Schönheit des sowjetischen Landes kennen. Susdal, Jaroslawl z. B. sind alte russische Städte. Kennengelernt habe ich sie aber erst durch diese Brieffreundschaften. Oft ergibt es sich auch, daß man zufällig Zeuge eines Gespräches mit sowjetischen Freunden wird. In der S-Bahn, in der Straßenbahn oder im Bus trifft man fast immer sowjetische Seeleute, deren Schiffe im Hafen liegen. Und nicht zu vergessen die Freundschafts-



besuche. Erst im vorigen Jahr hatten wir Begegnungen mit sowjetischen Matrosen. Sowjetische Schiffe hatten am Kai in Warnemünde festgemacht. Wir, das waren mein Freund Michael und ich, begaben uns mit vielen anderen Menschen an Bord der „Oktoberrevolution", einem großen Kriegsschiff der sowjetischen Flotte. Wir hatten uns Abzeichen und verschiedene Wimpel mitgenommen und tauschten oder verschenkten sie an unsere Freunde aus der Sowjetunion. Es waren schöne Stunden. Als sie fuhren, winkten wir ihnen noch mit roten Tüchern hinterher.

Martin Beier, 252 Rostock 22



Lieder der Freundschaft

In den Sommerferien 1979 hatte ich das Glück, als Auszeichnung für meine guten Leistungen bei der Russischolympiade die Ferien im Pionierlager „Drushba-Freundschaft" in Dobberkau (Kr. Stendal) verbringen zu dürfen. Es war ein kleines, aber sehr schönes Lager, das nur aus sechs Zelten und einigen Bungalows bestand. Die 20-Mann-Zelte waren so aufgeteilt, daß genau zehn Thälmann- und zehn Leninpioniere in einem Zelt wohnten. Von den vielen Erlebnissen, die ich in diesem Lager hatte, ist mir der Abend vor unserer Abreise am besten in Erinnerung geblieben.
Wir lagen in unseren Betten und wußten nicht, was wir machen sollten. Schlafen konnten wir nicht, denn wir dachten daran, daß wir uns morgen von unseren Freunden trennen mußten. Einige weinten. Auf einmal hörte ich, wie drei sowjetische Mädchen leise ein Lied sangen, das wir alle gut kannten. Immer mehr Mädchen sangen mit, und immer lauter und schöner klang das Lied. Nach dem ersten Lied folgte ein zweites Lied und ein drittes, z. B. „Drushba-Freundschaft". Als ein sowjetischer Offizier ins Zelt kam, verstummte alles. Er schien uns zu erklären, daß wir leise sein sollten. Doch wir waren nicht zu bändigen. Noch ehe der Offizier aufgehört hatte zu reden, fingen wir an zu singen. Der Offizier ging wortlos aus dem Zelt. Bald hörten wir, daß auch in den anderen Zelten gesungen wurde. Jedes Zelt wollte am lautesten und schönsten singen. Aber unser Zelt war nicht zu übertönen. Die Krönung kam, als wir Thälmannpioniere ein deutsches Volkslied sangen. Die Mädchen waren begeistert.

Birgit Franke, 3591 Meßdorf, Krs. Kalbe

Die schönste Begegnung

Spuren der Freundschaft mit der Sowjetunion kann man täglich begegnen. Man kann sie in der Kaufhalle, auf der Straße, auf Baustellen, im Kino und in der Bibliothek erleben.
Auch ich halte feste Freundschaft zu unserem Bruderstaat, der Sowjetunion. Das Fach Russisch macht mir großen Spaß. Unsere Schule steht in engem Briefwechsel mit einer Patenschule in der SU. Mich verbindet seit meiner frühesten Kindheit eine besondere Freundschaft zur Sowjetunion. Da ich seit je her gerne lese, fing es mit sowjetischen Märchen und Sagenbüchern an. Die schönsten sowjetischen Märchen wie „Die schöne Wassilissa", „Die steinerne Blume", „Der Feuervogel" erzählen über die Liebe der einfachen russischen Menschen zu ihrer Heimat, zur Natur und zur Kunst. Immer siegt das Gute über das Böse. In der Schulzeit lernten wir nicht nur sowjetische Literatur, sondern auch das Land, seine Bewohner und seine besondere Geschichte kennen. In der kleinen Bibliothek unserer Stadt borge ich mir viel Literatur aus. In der Schule führen wir seit der 5. Klasse eine Literaturmappe, in der wir über alle Bücher, die wir behandeln, das Wichtigste eintragen. In der 8. Klasse behandelten wir den Roman „Wie der Stahl gehärtet wurde" von Nikolai Ostrowski. Dieses Buch hat mich sehr beeindruckt, und ich empfinde es als die schönste Begegnung mit sowjetischer Literatur, die ich in meiner Schulzeit hatte.

Heike Petsch, 2043 Neutralen



Das Mahnmal

Anläßlich des 30. Jahrestages der Befreiung vom Faschismus wurde die Mahn- und Gedenkstätte des antifaschistischen Widerstandskampfes Wernigerode/Harz, Veckenstedter Weg, der Öffentlichkeit übergeben. Auch wir ehrten die Kämpfer gegen den Faschismus mit einer Kranz- und Blumenniederlegung. Auf dem ehemaligen Appellplatz wurde ein Mahnmal errichtet. In den Unterkunftsräumen befindet sich eine Ausstellung. In der Baracke II des ehemaligen Konzentrationslagers wurden drei Räume – die Unterkunftsräume für die sowjetischen Häftlinge, der Krankenbau und die Sanitätsstube – original gestaltet. In der primitiv eingerichteten Sanitätsstube wirkte der Häftling Hugo Launicke als Mitglied der illegalen Lagerleitung. Aus dem Krankenbau wurden in Abständen von 14 Tagen erkrankte und erschöpfte Häftlinge ins Konzentrationslager Buchenwald transportiert. Für die Mehrheit dieser Häftlinge war es die Todesfahrt. In einem Unterkunftsraum waren 90 Häftlinge untergebracht, die täglich mehr als zwölf Stunden schwere körperliche Arbeit für die Rüstungsindustrie und beim Bau unterirdischer Stollen verrichten mußten. Im August 1943 wurde das Zwangsarbeitslager am Veckenstedter Weg Außenlager des Konzentrationslagers Buchenwald, dem insgesamt 136 solcher Außenkommandos angeschlossen waren. 950 Häftlinge, die vom Stammlager nach Wernigerode geschickt wurden, waren in den einzelnen Baracken nach Nationalitäten getrennt untergebracht. Weihnachten 1944 wurde das Lager zur „Steinernen Renne" verlegt. Bei Schnee und Kälte mußten sich die Häftlinge nach der Arbeit im neuen Betriebsteil für Rüstungsproduktion notdürftige Unterkünfte einrichten.
Im April 1945 begann von hier der Todesmarsch der noch verbliebenen Häftlinge. Nur wenige überlebten. Gleichzeitig ist diese Gedenkstätte eine wirksame Bildungsstätte für die Herausbildung des marxistisch-leninistischen Geschichtsbewußtsein. Von der FDJ wurde in der Baracke II ein Ernst-Thälmann-Kabinett eingerichtet, in dem gezeigt wird, wie die Jugend unseres Kreises das revolutionäre Erbe der Arbeiterklasse erfüllt.

Martina Rübsam, 37 Wernigerode



Alle… Sonnenuhren… gehen… nach?

Schon lange vorher wußten wir es: Am Sonntag, dem 6. April, um 2.00 Uhr wird die Sommerzeit eingeführt! Das bedeutete, daß wir unsere Uhren um eine Stunde vorstellen mußten. Selbstverständlich brauchtet ihr nicht mitten in der Nacht um 2.00 Uhr aufzustehen und die Zeiger eurer Armbanduhren, Taschenuhren, Wecker, Standuhren und der elektronischen Uhren zu bewegen. Manche werden dies schon am Abend vorher, andere wieder früh beim Aufstehen besorgt haben. Für ein knappes halbes Jahr gilt jetzt in unserer Republik sowie in den Nachbarländern eine neue Zeit – die Sommerzeit!

Was bedeutet nun die Sommerzeit?

Es ist eine veränderte, sagen wir künstliche Zeit, die unserer Normalzeit, der Mitteleuropäischen Zeit (MEZ), um eine Stunde voraus ist. Die Sommerzeit richtet sich nicht mehr nach der Sonne, wie es z. B. bei der Normalzeit der Fall ist. Der ganze Tag ist „verschoben", alles um eine Stunde später: der Sonnenaufgang, der Mittag und der Sonnenuntergang. Die Sonne steht nicht mehr um 12.00 Uhr im Süden am höchsten, sondern erst um 13.00 Uhr Sommerzeit, oder abgekürzt SZ!

Während der Sommerzeit wird es oft vorkommen, daß jemand sagen wird: „Deine Sonnenuhr ist ja sehr schön und kunstvoll gebaut, doch sie geht nach!"

In diesem Falle hat derjenige durchaus recht. Durch die Umstellung auf die Sommerzeit können wir uns nicht mehr nach den Sonnenuhren richten, sondern müssen die eine Stunde berücksichtigen. Zeigt eine Sonnenuhr 7.00 Uhr an, dann aber los und im Laufschritt zur Schule, denn es ist bereits 8.00 Uhr Sommerzeit!

Könnte man nicht die Sonnenuhren für die Dauer der Sommerzeit verändern, vielleicht die Schattenstäbe verstellen? So einfach ist es nicht. Der Stab einer Sonnenuhr muß einen ganz bestimmten Winkel einnehmen. Jede Sonnenuhr muß für eine bestimmte geographische Breite berechnet werden. Wird z. B. eine Dresdner Sonnenuhr in Rostock aufgestellt, so macht sich schon ein Fehler bemerkbar. Gewiß, es ließe sich eine Sommerzeit-Sonnenuhr schon herstellen, indem man die Stundenbezeichnungen auf dem Zifferblatt der Sonnenuhr um eine Stunde verändert. Da aber im September die Sommerzeit wieder abgeschafft wird, müßte man die Stundenbezeichnungen wiederum verändern. Der ganze Aufwand lohnt sich wirklich nicht! Lassen wir die Sonnenuhr lieber wie sie ist und rechnen während der Sommerzeit die eine Stunde hinzu.

Welchen Zweck hat überhaupt die Sommerzeit?

Da der ganze Tagesablauf zum Abend zu „verschoben" ist, bleibt es am Abend um diese eine Stunde länger hell. Besonders in den Monaten April, August und September wirkt sich die Sommerzeit sehr vorteilhaft aus. So geht z. B. die Sonne in Berlin Anfang September gegen 19.45 Uhr SZ unter, und es bleibt bis gegen 20.30 Uhr hell. Nach der „alten" Zeit tritt die Dunkelheit bereits gegen 19.30 Uhr ein. Besonders lange Abende werden wir in den Monaten Mai, Juni und Juli haben. Zur Sommersonnenwende wird es erst gegen 22.30 Uhr dunkel werden.

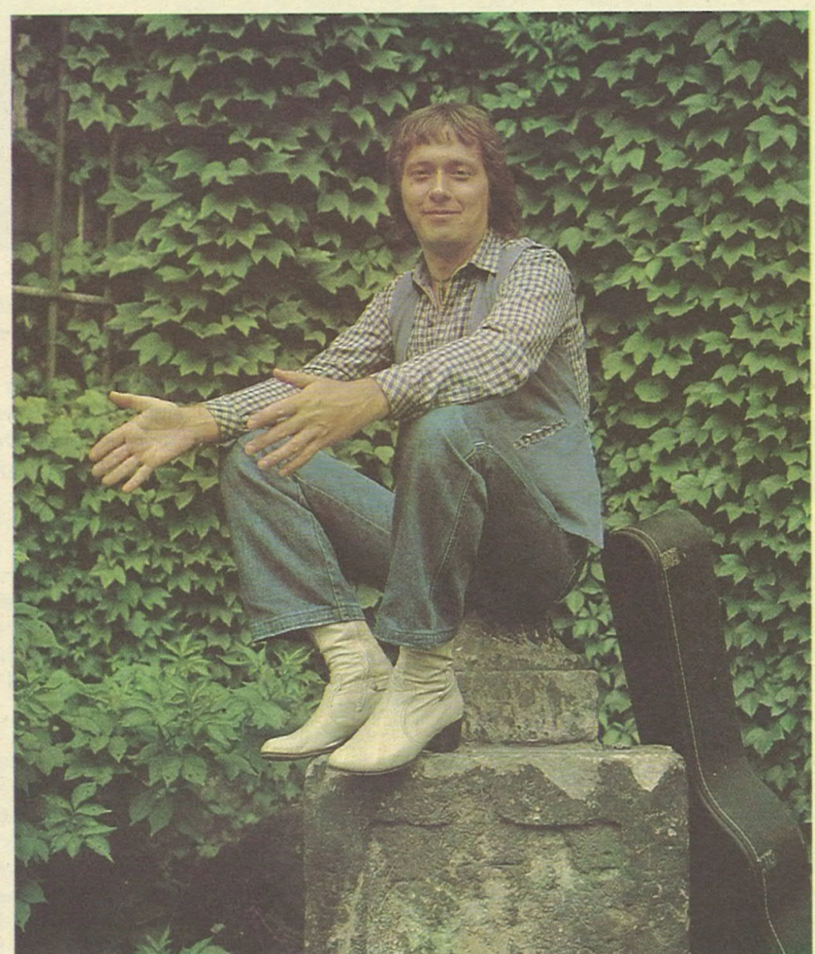
Durch die Sommerzeit werden wir natürlich Energie einsparen – und manch einer wird sich freuen, noch etwas länger in seinem Garten bleiben oder noch einmal schwimmen zu können.

Am Sonntag, dem 28. September, um 3.00 Uhr SZ müssen wir unsere Uhren um eine Stunde zurückstellen. Dabei kommt es zu etwas ganz Eigenartigem: Die Stunde zwischen 2.00 Uhr und 3.00 Uhr wird nämlich doppelt gezählt! Einmal als Sommerzeit und einmal als Normalzeit. Doch dies sollte uns wenig stören! Wir werden diese Doppelzählung ganz gewiß verschlafen.

Arnold Zenkert

Zeichnung: Christine Naser





Fotos: B. Scheubert, Gerd Fisch

Quakt der Frosch um Mitternacht
ist es meistens aufgewacht!

Wie man einen Ohrwurm abrichtet

Da gibt es zwei Berliner, die sich selten in der Stadt sehen, aber häufig treffen. Der eine hat ständig eine Melodie im Kopf. Die plagt ihn, weil die Noten dazu aufs Papier müssen und er immer noch nicht richtig weiß, ob die Tonleitern dazu auch stabil genug sind. Der andere dreht zur gleichen Zeit irgendwo einen Dokumentarfilm für Kinder und ersetzt die zum hundertsten Male fehlende Sonne durch ein Liedchen aus der Feder seines Freundes. So musikalisch hat er ihn gern neben sich beim Filmen, den Thomas Natschinski, und unser Mann vom Film heißt Konrad Weiß. Nun mögen Freundschaften immer so anfangen, daß einer auf den anderen zugeht und sagt: „Du gefällst mir, wie du bist, und was du vorhast, daran habe ich auch schon gedacht. Das könnten wir doch zusammen machen." Spätestens an diesem Punkt haben Thomas und Konrad augenzwinkernd gemerkt, daß sie viel voneinander lernen können, wenn sie gemeinsam texten und komponieren. Uns haben sie erlaubt, dabei etwas zuzusehen und zu erleben, wie man einen Ohrwurm abrichtet ...

Nicht nur die Melodie macht die Musik

Wenn das so einfach wäre, dann würde mindestens auch zutreffen, daß Thomas nur durch die Straßen zu laufen brauchte, um seinen richtigen Ton zu finden. Auch Konrad hätte nie einen Papierkorb voller Textentwürfe. Der erste wäre stets der beste. Daß der Ohrwurm sich nicht so ohne weiteres aus der Wiege heben läßt, kann sich jeder denken. Eingängig soll die Melodie sein, von den richtigen Instrumenten begleitet, mit einem zündenden Text versehen und natürlich zum Tanzen auffordern. Darüber zerbrechen sich die beiden nun schon einige Jahre hinweg den Kopf, der Texter und der Komponist. Oft stellt sich dabei die Frage nach dem, was zuerst da ist, die Musik oder der Text. Manchmal das eine, manchmal das andere. Es gibt Lieder ohne Text und Texte ohne einen einzigen Ton. Bei der ersten Gruppe kommt der Konrad stärker zu Wort und formuliert mit Hingabe, was dazu paßt. Scheinbar ohne System fügt er zu einem Thema wahllos die Worte, tauscht sie gegeneinander aus, bis sie in Reih und Glied stehen, ausgerichtet, angedichtet. Vers für Vers. Letztens kreuzte er Fischnamen miteinander, daß sich die Schuppen sträubten. Da forderte der Schleierschwanz zum Guppytanz auf, und ein Hecht stieß auf den Blei. Angeregt von solchen Unterwasserverdrehtheiten fällt dem Thomas dazu eine Polka oder ein Walzer ein, der am eingängigsten die ganze Idee ins Ohr bringt ...

Die geheimnisvolle Botschaft

Stolz sind beide, wenn ihnen etwas richtig Zündendes gelungen ist. Ohrwürmer spornen an zum Weitermachen, und deshalb haben Thomas und Konrad für euch etwas vorbereitet, das einem lustigen Pioniernachmittag die richtige Würze gibt. Wir für unseren Teil mußten allerdings das Versprechen abgeben, weiter gespannt zu bleiben und noch nichts darüber zu schreiben, außer, daß es rund, schwarz und in Rillen gepreßt ist. Übrigens: „Quakt der Frosch um Mitternacht, ist er meistens aufgewacht!" Ein Hinweis, den man sich gut merken sollte!

Ralf Kegel

Fischleins Weltreise

Text: Konrad Weiß
Musik: Thomas Natschinski



Diesen Takt von Strophe zu Strophe einmal mehr, in der letzten Strophe bis der Text alle ist.

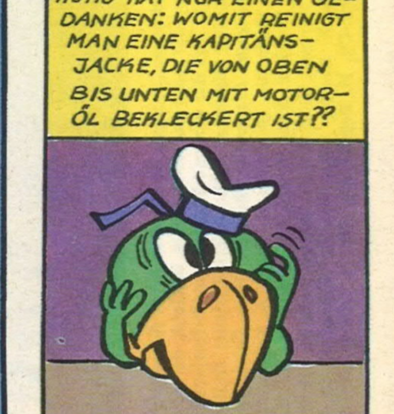
2. Das Fischlein flitzte munter
im Bach von Stein zu Stein,
und sog das klare Wasser
mit vollen Kiemen ein.
Doch das verging ihm bald,
das Wasser war eiskalt.
Fischlein schwamm aus dem Teich
aus dem Bach
in den See.

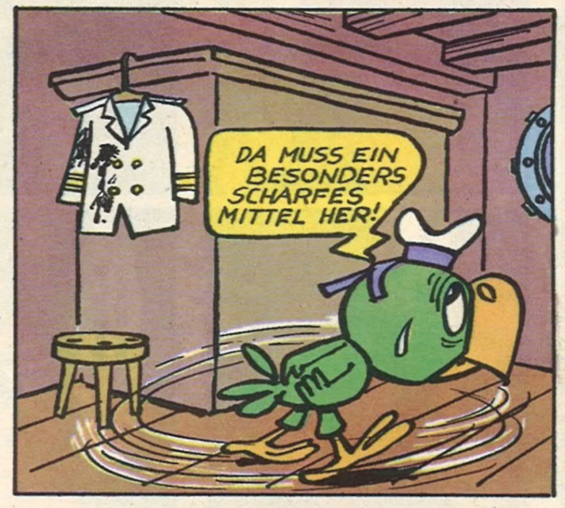
3. Das Fischlein kriegte Schnupfen,
den hat es auskuriert.
Doch wurde es, weil's nieste,
von Anglern aufgespürt.
Da war ihm angst und bang.
Es floh durch Kraut und Tang.
Fischlein schwamm aus dem Teich,
aus dem Bach,
aus dem See,
in den Fluß.

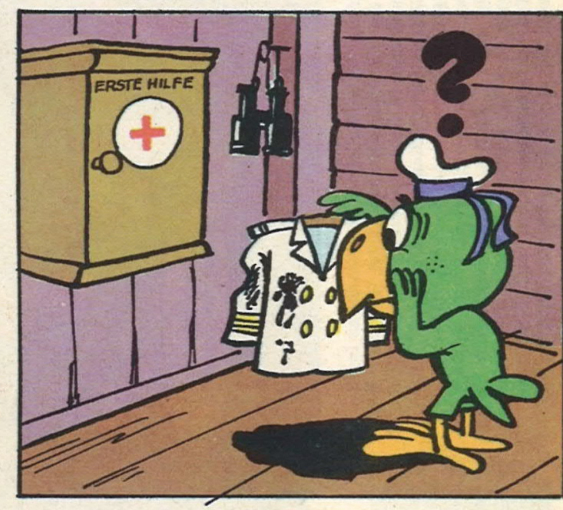
4. Das Fischlein hat beim Reisen
danach den Fluß benutzt.
Ihm sträubten sich die Schuppen,
so sehr war der verschmutzt.
Das trübe Wasser stank,
das Fischlein wurde krank.
Fischlein schwamm aus dem Teich,
aus dem Bach,
aus dem See,
aus dem Fluß
in das Meer.

5. Das Fischlein war genesen
nach kurzer Zeit im Meer.
Doch Salzwasser macht durstig
und Durst das Leben schwer.
Der Fisch sehnt sich nach Glück
und in den Teich zurück.
Fischlein schwamm aus dem Meer in den Fluß
aus dem Fluß in den See,
aus dem See in den Bach,
aus dem Bach in den Teich,
in den Teich.





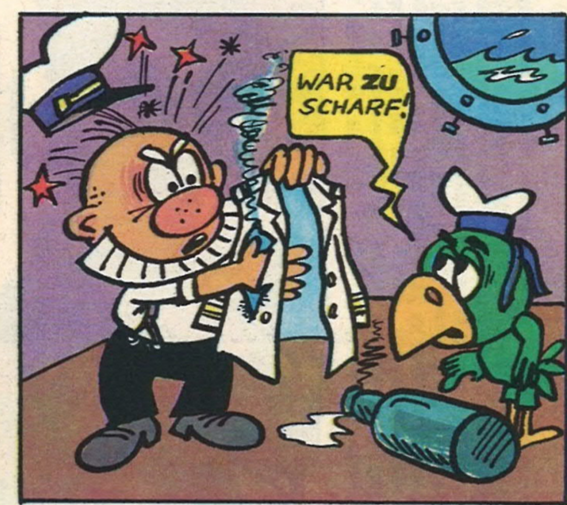












ERINNERUNGEN DES CHAMACO





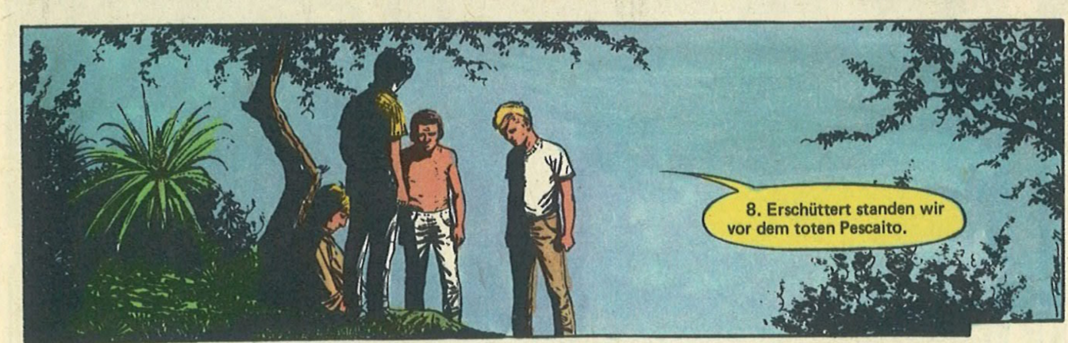






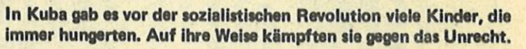








Idee: Fidel Morales
Zeichnungen: R. Alfonso Cruz
Übersetzung: Karin Titze


In Kuba gab es vor der sozialistischen Revolution viele Kinder, die immer hungerten. Auf ihre Weise kämpften sie gegen das Unrecht.







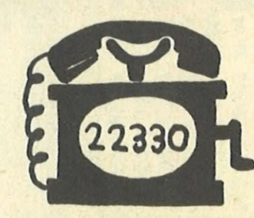








Redaktion „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold und der Ehrennadel der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Gold. Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr. Chefreporter: Eckhard Rösler, Gestalter: Alexander Michalak, Vera Kruse. Redakteure: R. Bredereck, U. Brocke, F. Frenzel, OL M. Heilmann, M. Hesse, R. Kegel, A. Kobow, Ch. Meier, L. Simon. Kollegium: H. Alisch, G. Dorn, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, Dipl.-Päd. L. Jaschin, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, H. Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, F. Paetzold, R. Sonntag, R. Skottky, Dipl.-Päd. D. Wilkendorf, D. Weißpflog. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, Ing. G. Giersch, Ing.-Ök. J. Kahl, Ing.-Ök. M. Kutschick,



Dipl.-Ing. E. Schulz, Dr. P. Lobitz, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, Ing.-Ök. W. Ondracek, Dr. B. Peisker, G. Tscharnke, Ing. K. Barthel, H. Formatschek, Dr.-Ing. H. Förster, R. Philipp. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 108 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf: 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt". Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und Zustimmung der Redaktion.

2 7 14 19 4 10 6 9 13

18 3 12 5 1 2 8 6 11

15 3 8 17 6 10 5 2 11

19 7 16 15 3 9 12 8 2

17 8 3 10 2 15 1 9 13

6 14 19 7 5 8 12 17 4

11 3 9 13 7 18 5 2 14

15 1 7 16 8 10 9 4 6





Bei diesem Spiel müßt ihr so schnell, so genau und so zielsicher sein wie die Athleten, die sich in wenigen Wochen zu den Olympischen Sommerspielen in Moskau treffen. Wenn die Scheiben ausgeschnitten und verteilt sind, kann das Spiel beginnen.

1. Variante:

Die Zahlen von 1 bis 19 werden aufgerufen (natürlich der Reihe nach). Wer die jeweils folgende Zahl auf seiner Scheibe stehen hat, nennt sie. Schnelligkeit ist gefragt, denn jede Zahl steht auf mehreren Scheiben.

2. Variante:

Ein Spieler nennt eine Zahl (von 2 bis 200), mit der die auf der Scheibe stehenden Zahlen multipliziert werden müssen. Wer zuerst fertig ist und natürlich nur richtige Ergebnisse hat, ist Sieger. Denkt euch weitere Spielvarianten aus.

Idee, Text und Zeichnungen:
Sieglinde Zahl

Scheibchenweise



Schneidet zunächst die Scheiben aus. Bis zu acht Mitspieler können sich beteiligen, also genau das richtige Spiel für die Freizeit. Jeder erhält eine Scheibe, einen Zettel und einen Bleistift. Ein Spieler beginnt, nennt einen Begriff (Stadt, Tier, Fluß, Sprache usw.) und alle anderen schreiben entsprechend ihrer Anfangsbuchstaben Begriffe auf (Beispiel: Begriff – Tier, gelbe Karte, Puma, Meise, Tiger, Elefant, Nashorn, Ochse, Fliege, Dachs, Uhu). Wer als erster alle Begriffe aufgeschrieben hat, ruft „Halt" und alle legen ihren Bleistift zur Seite. Nun wird kontrolliert, falsche Begriffe werden gestrichen, die richtigen addiert. Jetzt beginnt die zweite Runde mit einem neuen Begriff. Sieger ist, wer nach vielen Spielrunden die meisten Begriffe zu seinem Buchstabenkärtchen gefunden hat. Wenn ihr zu bequem zum Schreiben seid, könnt ihr euch abwechselnd die Begriffe zurufen, wer überlegen muß, also nicht auf Anhieb rufen kann, scheidet aus.

Idee und Zeichnung: Sieglinde Zahl

Achtung! Achtung! Achtung!

Hier spricht der „Frösi"-Beilagen-Beileger!
Die Russisch-Beilage erscheint in einem der nächsten „Frösi"-Hefte. Bis dahin fleißig Vokabeln lernen und dann beim großen Preisausschreiben mitmachen!
Weitersagen!